



Bonifatiusbote

340 14: B40

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Aachendruckerei in Fulda.

Nr. 1.

Sonntag den 4. Januar 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Neujahrsgedanken. — Die Kirche. — Ein Weihnachtsgast. — Die Kirche. * — Etwas für die Frauen. — Mitleid. Für die Leben Erbschmittanten. — Mut im Witaaleben.

Wochentalender.

Sonntag, 4. Januar, nach Neujahr; Titus.
Montag, 5. Jan., Telephorus, Märtyrer.
Dienstag, 6. Jan., St. 3 Könige.
Mittwoch, 7. Jan., Valentin, Bischof.
Donnerstag, 8. Jan., Severin, Abt.
Freitag, 9. Jan., Julian und Basilissa, Märtyrer.
Samstag, 10. Jan., Agathon, Papst.

Sonntag nach Neujahr.

Die Rückkehr aus Ägypten.

Evangel. Matth. 2, 19-21.

Neujahrsgedanken.

Das alte Jahr ist vorüber, ein neues ist gekommen.

Wir nennen es ein neues Jahr; aber wenn wir uns besinnen, müssen wir dann nicht sagen, daß das neue Jahr nicht viel Neues an sich hat? Rinder staunen alles an und halten es für neu, aber wer Erfahrung gesammelt, sieht, daß im Grunde immer das Gleiche wiederkehrt. Die Sonne geht auf und geht unter von Tag zu Tag, nach dem Winter kommt der Frühling und bringt dieselben Blumen wie früher, und die Vögel singen dieselben Lieder, das Jahr geht den gleichen Kreislauf. Auch das Menschenleben geht gewöhnlich seinen gleichen Weg, wenn auch hier und da ein besonderes Ereignis oder ein Wechsel eintritt. Und diese Ereignisse — sind sie denn wirklich neu? Andere Menschen vor uns haben daselbe erlebt müssen. Der weise Ben Ariba sagt: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Wer hat recht, die graue Weisheit des Ben Ariba oder das junge Staunen des Kindes, das alles, was da kommt, für neu hält?

Ben Ariba mag sagen, was er will; wir halten es mit der kindlichen Auffassung, sie geht in ihrer naiven Frische tiefer, als das mude Auge des Weisen. Nichts Neues soll es unter der Sonne geben? Im Gegenteil, es gibt nichts Altes, alles ist neu. Kein Tag gleicht vollkommen dem anderen, keine Stunde, ja, kein Augenblick ist dem vorhergehenden völlig gleich. Es sind lauter neue Blumen, die im Frühling ausblühen, wenn auch derselben Art, wie von altersher, und jedes Weisen, das aus dem alten Jahre ins neue hinüberge-

treten ist, hat sich verändert. Es ist nicht mehr völlig das Alte, sondern ist in etwa neu geworden, wenn auch mitunter scharfe Augen dazu gehören, um die Neuheit zu entdecken. Nichts wiederholt sich genau in derselben Weise, wie es schon einmal geschehen ist. Die ganze Natur, das ganze Leben ist ein unerschöpflicher Quell, aus dem immer und immer wieder Neues hervorprudelt in wunderbarem Reichtum. Ein ewiger Wechsel ist in den Dingen, eine stete Veränderung, alles ist in Fluß, und nichts steht still.

So ist es in Wirklichkeit.

Darin zeigt sich nun zunächst die Unbeständigkeit des Irdischen, da ja nichts unverändert beharren kann, und mag es feststehen scheinen, wie der Felsen im Erdboden. Es ändert sich und zwar in der Weise, daß es, sich entwickelnd und ausgestaltend, zugleich seiner Auflösung und seinem Ende entgegengeht. Auch von uns gilt das. Es gibt keinen Stillstand in unserem Leben, sondern jeder Herzschlag und jeder Atemzug zehrt daran, zehrt an unserer Kraft und an unserem Dasein, bis wir ins Grab sinken.

Darin zeigt sich weiter die Erhabenheit Gottes, der über allem Wandel und Wechsel steht, von keinem Schatten der Veränderlichkeit berührt, ewig der alte und ewig jung. Die Jahre und Jahrtausende wandern vor ihm vorüber, wie ein Strom fließt das Menschenleben zu seinen Füßen, aus dem dunklen Vorn der Zukunft kommend und in den Abgrund der Vergangenheit fließend, der unerfüllt alles verschlingt. Er allein sitzt auf ewigem Throne, derselbe gestern und heute und immerdar.

Darin zeigt sich der unendliche Reichtum Gottes, der alles kommen heißt und trägt mit seiner Kraft und allem seine Zeit gesetzt hat, damit es Neuem Platz mache. Immer neue Gebilde läßt er ins Dasein treten, immer neue Ereignisse führt er herauf, in unabsehbarer Folge, ohne daß seine Fülle sich erschöpft, ohne daß er sich wiederholt. Millionen und Millionen kommen und gehen, haben ihre Seele, ihr Gesicht und ihr Schicksal, und keins ist wie das andere, — ja, ist wohl ein Blatt am Baume, ein Halm auf dem Felde dem andern völlig gleich? Und ein tiefer Sinn waltet in dem bunten, ewig sprudelnden Ueberfluß, eine leise Hand entwirrt und schlägt die tausend sich kreuzenden Fäden. Immer neu ist Gottes Macht und Weisheit, die in allem wirkt, was da lebt, und immer neu ist seine Liebe und Gnade, die alles umjängt und das kleinste nicht vergißt.

Doch ist in diesem großen Strom des Erdenlebens wohl alles veränderlich, aber nicht alles vergänglich. Wie lichte Funken, die nie verlöschen, sind die unsterblichen Seelen hineingelegt in diesen Strom, zahllos wie die Sterne am Himmelzelt. Die Sterne am Himmel werden erbleichen und erlöschen, wenn ihre Zeit um ist; die Seelen leben fort in alle Ewigkeit, und auf jeder Seele ruht Gottes Vaterauge mit liebevollem Erbarmen — auch auf der deinen. Alle diese Seelen sind berufen, aus diesem Strom der Vergänglichkeit emporzufliegen und sich zu sammeln am Throne Gottes in dem ewigen Lichte seiner Huld — auch die deine.

Wie ist es nun mit dieser deiner Seele? Ist sie im Aufsteigen begriffen, auf dem Wege zu Gott, zu ihrer ewigen Heimat, oder sinkt sie immer tiefer der Finsternis entgegen? Welche Richtung hat sie genommen im verflochtenen Jahre? Nimmer steht sie still, sie bleibt nie dieselbe. Sie geht weiter in ihrer Entwicklung, entweder aufwärts oder abwärts. Wohin?

Diese große Frage sollst du dir stellen und beantworten zum neuen Jahre.

Die Kirche.

Was die Kirche nicht ist.

Nicht wenige Katholiken gibt es, die eine ganz ungenügende und falsche Vorstellung haben von dem, was die Kirche ist.

Die Kirche, meinen sie, sei die Gesamtheit der Geistlichen, deren Aufgabe es sei, das religiöse Leben des Volkes zu pflegen, zu fördern und seinen „religiösen Bedürfnissen“ nachzukommen. Was diese unter sich vereinbarten, das sei Kirchenlehre, das sei Kirchengesetz.

Diese Auffassung ist grundfalsch. Die Geistlichen, die Priester sind nicht die Kirche, sie sind Diener der Kirche und, wie alle anderen Gläubigen, auch Glieder der Kirche.

Andere meinen: Kirche sei so viel wie christliche Religions-Gesellschaft, christliche Kultus-Gemeinde, und je nachdem die Christen die Lehren des Heilandes verschieden auffassen und anwenden, die einen so, die anderen anders, gebe es verschiedene Kirchen, eine katholische, eine lutherische, eine reformierte, eine englische, eine russische Kirche.

Auch diese Auffassung ist ganz falsch. Der Begriff der Kirche befaßt viel mehr, als die äußere

liche Zusammengehörigkeit derer, die in gleich r Weise Gottesdienst feiern, gewisse Lehren für wahr halten und auf's Leben anwenden.

Ja sogar wenn jemand sagte: „Die Kirche ist die Gemeinlichkeit derer, die den rechten Christen glauben, die rechten Sakramente, die rechte Kirchenregiment haben.“ so wäre das wohl richtig, aber damit wäre nur gesagt, welche Menschen zur Kirche gehören, nicht aber, was die Kirche ist.*)

Was die Kirche ist.

Die Kirche ist die von Jesus Christus gegründete Heilanstalt zur Erlösung der Menschheit. Den Menschen aller Zeiten das ewige Heil zu bringen, war der Sohn Gottes unter den Menschen erschienen. „Niemand kommt zum Vater, außer durch mich.“ so sprach er. (Joh. 14, 6.) Nur kurze Zeit wußte er unter den Menschen, er ist zurückgekehrt zu seinem himmlischen Vater. Bevor er aber von dieser Erde fied, trug er Sorge, daß auch fortan bis an's Ende der Welt die Menschen „durch ihn zum Vater“ kommen könnten. Er trat Vorsehrungen, daß immertot unschlagbar richtig seine Lehre verkündet würde, daß unschlagbar neu seine Gnadenmittel ausgebreitet und die Menschen unschlagbar sicher zum ewigen Heile geführt würden. Die Veranstaltung nun, in der dies alles bis an's Ende der Zeit geschehen soll, das ist die Kirche. In ihr lebt Christus fort, in ihr vollendet sich das Werk der Erlösung, indem die Erlösungsgnaden bis zum Weltende den Menschen zugewendet werden. Das ist die Kirche.

Aus dem Gesagten ergibt sich:

1) Es kann nur eine wahre Kirche geben.

Christus hat nur eine Heilanstalt gegründet. Nur dieser einen hat er seine Lehre, seine Gnadenmittel, seine Heilsvollmachten übertragen. Nur von einer Kirche hat er geredet: „Ich will meine Kirche bauen,“ nicht meine Kirchen. Nur einer eintragen und nicht mehreren Kirchen hat er den hl. Geist verheihen, und nur für diese eine hat er georot und es verbürgt, daß sie immer die rechte Lehre, die rechten Sakramente, die rechten Heilsvorschriften den Gläubigen bieten würde. Ein Widerspruch also ohne Gleichen ist es, anzunehmen, es könne mehrere Kirchen geben, die (obwohl sie einander in der Lehre widersprechen) dennoch gleichberechtigt seien und gleich gut das ewige Heil vermitteln könnten. Ja, wenn es gleichgültig wäre, was die Christen glauben und ob sie überhaupt etwas glauben, und welche Sakramente sie empfangen, und ob sie überhaupt solche empfangen, und nach welchen Satzungen und Geboten sie leben — wenn „Kirche“ nichts anderes bedeutete als „christliche Kultus-Gemeinde“, dann freilich könnten auch mehrere Kirchen gleichberechtigt neben einander bestehen. Wenn aber die Kirche die von Christus gegründete Heilanstalt ist, und wenn Christus nachweisbar nur eine solche Heilanstalt gegründet hat, dann kann es für uns nur eine Kirche geben; das muß jeder einsehen.

2) Diese Kirche ist allein seligmachend.

Daß damit nicht gesagt ist, alle seien ewig verloren, die nicht zu dieser allein seligmachenden Kirche gehören, ist wiederholt in diesem Blatte schon dargelegt worden.

Nur eine Kirche ist die wahre Kirche, und diese allein ist seligmachend. Die anderen fälschlich sogenannten „Kirchen“ können deshalb nicht seligmachend sein, weil sie nicht die von Christus eingeleitete Heilanstalt sind; sie sind Gründungen von Menschen. Menschen aber können in gar keiner Weise irgend welche Anordnungen treffen, irgend

welche Anstalten ins Leben rufen, durch die das ewige Heil erlangt werden kann. Das kann nur Gott allein.

Ist aber die wahre Kirche allein seligmachend, dann sind alle Menschen, welche die Kirche als Heilanstalt Christi erkennen, verpflichtet, in sie einzutreten. Wo denn anders sollen die Menschen ihr Heil finden? Wollen sie gerettet werden, müssen sie der Kirche sich anschließen. Denn: „Niemand kommt zum Vater als durch Christus“ (Joh. 14, 6); die Kirche aber ist der auf Erden fortlebende Christus. Darum laßt auch der Herr ausdrücklich: „Wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder.“ (Matth. 18, 17.) Und wiederum: „Wer nicht glaubt (den Aposteln und ihren Nachfolgern), der wird verdammt werden.“ (Mark. 16, 16.)

3) Die Kirche ist sichtbar, erkennbar.

Wenn die Kirche wirklich die Heilanstalt Christi ist, dann muß sie als solche erkennbar sein. Wäre sie es nicht, wäre sie (wie von gewisser Seite behauptet wird) „die unsichtbare Gemeinlichkeit derjenigen, welche die rechte Lehre und die rechten Sakramente haben“ — dann hätte Christus gehandelt wie ein Tor! Zum Heile der Menschheit wollte er eine Veranstaltung treffen und hätte verdammt, sie den Menschen kenntlich zu machen. Er hätte gehandelt wie ein Tyrann, da er trotzdem unter der Strafe der ewigen Verdammnis (Mark. 16, 16) die Menschen aufforderte, in diese unsichtbare, nicht erkennbare Kirche einzutreten. Nein, so wahr Jesus Christus die ewige Weisheit selber ist, so wahr ist es, daß seine Kirche sichtbar, erkennbar sein muß.

4) Die Kirche ist unvergänglich.

So hat der Herr gesagt: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“ (Matth. 28, 20.) Bis an's Ende der Welt also muß die Kirche stehen. Er hatte ihr den hl. Geist verheihen: „In Ewigkeit wird er bei euch bleiben.“ (Joh. 14, 16.) Ausdrücklich gab Jesus die Verheißung: „Die Thoren der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 18.)

Jesus Christus ist Gott. Was G. selber eingerichtet hat, auf daß es weltewige Zeiten bestünde, das kann nicht zugrunde gehen, das kann in keinem Weilen nie so verdorben werden, daß es durch Menschen wiederhergestellt, verbessert, reformiert werden müßte. Wer will Meister sein über den allmächtigen, allweisen Gott? Törichtes Unterfangen, wollten Menschen jemals reformieren, verbessern, was Gott selber geschossen hat und im Dasein erhält; verneinten sie, dasjenige wiederherstellen zu müssen, wovon der allmächtige, allweise und allwissende Gott selber gesagt hat: „Ich will meine Kirche bauen. . . die Thoren der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 18.) Die Menschen in der Kirche können reformiert werden, die einzelnen Gläubigen, wie die Priester, Bischöfe und Päpste, die Kirche niemals! Wäre die Kirche jemals schadhast geworden, daß sie hätte von Menschen ausgebessert werden müssen, dann wäre auch der Beweis erbracht, daß Christus ein Lügenprophet, daß er nicht Gott ist. Dann fort mit dem Christentum! Doch nein, Christus ist Gott. „Himmel und Erde werden vergehen, seine Worte werden nicht vergehen.“ (Matth. 24, 35.) Die Kirche ist unvergänglich.

Ein vorläufiges Ergebnis.

Nur eine Kirche kann es geben; sie allein ist die seligmachende, sie ist unumgänglich und unvergänglich, sie ist als Heilanstalt Christi erkennbar, sie muß es sein. Das alles ist klar, und nur wer nicht sehen will und sein Auge absichtlich der Wahrheit verschließt, nur ein solcher mag obige Sätze bestreiten.

Das Gesagte mag genügen, um zu erkennen, welche von den christlichen Religionsgenossenschaften, die den Anspruch erheben, die wahre Kirche zu sein, es nicht sind, nicht sein können. Ist die Kirche unvergänglich, dann muß sie seit ihrer Gründung durch Christus immer und allezeit bestanden haben.

Es bestand aber:

die griechisch-russische „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1000;
die lutherische „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1518;
die reformierte „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1525;
die englische „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1532;
die deutschkatholische „Kirche“*) nicht vor dem Jahre 1814;
die altkatholische „Kirche“ nicht vor dem Jahre 1870.

Vor den genannten Jahreszahlen wußte man noch nichts von den betreffenden „Kirchen“. Sie existierten nicht.

Sie sind nicht die wahre Kirche, sie können es nicht sein.

Katholische Christen! Freuet euch und danket Gott! Ihr seid in der wahren Kirche, und ihr allein!

*) Inzwischen wieder vom Erdboden verschwunden.

Ein Weihnachtsgast.

Von Kedeatis.

(Nachdr. verb.)

Weihnachtsabend war's, und weihnachtlich und festlich sah es bei Rentant D'gers aus. Auf dem mit einem weißen Tuch belegten Tische stand der Weihnachtsbaum mit Lichtern und süßen Früchten geschmückt, unter seinen grünen Zweigen war das Kripplein hergerichtet — und beschäftigt trippelte Frau Hilgers hin und her, den Aufbau zu vollenden. Auf ihrem guten Gesichtshorizonte Weihnachtsriede und Freude. Dallen Maria und Joseph einst vergeblich an die Türen Bethlehems geklopft, mußte das göttliche Kind sich in einem Stalle und Kripplein, bei Ochs und Esel gemäßen lassen, so sollte dafür, was an ihnen lag, an diesem gottgeordneten Abend kein Christenmensch im Städtchen ohne Weihnachtsfreude bleiben und umsonst an ihre gastliche Türe klopfen. In Christkindleins Namen, ja als den Himmelsgast selber, so nahmen die Ehegatten an jedem Weihnachtsabend die Fremdlinge bei sich auf, nach guter, schöner Sitte, an ihnen gut zu machen, was die Bethlehemiten gegen die heilige Familie geübt. Zu diesem Zweck ging Herr Hilgers, sobald es zu dämmern begann und die heiligste Nacht sich anständigte, zu den Herbergen des Städtchens, jeden armen Fremdling, der sonst nirgends Weihnachten feiern konnte, zu sich in sein Haus zur Weihnachtsfreude zu laden.

Nun verstehen wir auch Frau Hilgers vorurteilliches Wollen. Da sie die Zahl ihrer Weihnachts Gäste nie zum Voraus wußte, mußte sie, sonntagen, auf alle Fälle gerüstet zu sein. Hatte sie auf zu viele Gäste gerechnet, blieben von den warmen Soden übrig, die ihre fleißigen Hände im Laufe des Jahres für dieselben gestrichelt oder auch von den Christkollen, es fanden sich im Spital Abnehmer dafür.

Und jetzt ging auch schon die Hausglocke, ein Zeichen, daß Herr Hilgers mit seinen fünf Gästen aß. Vielleicht war unter diesen einer der andere, der sich heimlich über den seltsamen Kauz lustig gemacht, der sie zu sich zur Weihnachtsfreude geladen, oder auch einer, der sehr hatte genötigt werden müssen — unser Ehepaar hatte unter ihren Gästen schon manch einen geholt, der trech und ohne hochheilig Kleid erschien, allein das hatte ihrer Güte und Freundlichkeit keinen Abbruch getan, denn nicht um Geruch zu üben, sondern um sie zum Preise der unaussprechlichen Brimborigkeit Gottes aufzufordern, waren ihre Gäste geladen. Und weil das von seiten des Ehepaares so ganz von Herzen geschah, so hatten sie in ihren gesegneten Weihnachtsabenden manch gutes Köstchen, trotz der ewigen Ungunst des Bodens, ausstreuen dürfen, das Frucht für die Ewigkeit getragen. Auch heute lagte die herzogwinende Freundlichkeit der Gastgeber über die Spitzigkeit der Gäste. Zum mindesten hellten sich deren Gesichter zunehmend auf, und als die Geladenen erst an der festlich geschmückten Tisel Platz genommen, sich

*) Das deutsche Wort „Kirche“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet zunächst: Haus des Herrn. Im übertragenen Sinne: die im Gottesdienste versammelten Gläubigen, also die gläubige Gemeinde; endlich die Gesamtheit der Gläubigen. Das lateinische Wort ecclesia kommt auch aus dem Griechischen, wo es ursprünglich Volksversammlung bedeutet. — Der Katechismus antwortet auf die Frage: „Was ist die Kirche?“ „Die Kirche ist die sichtbare Gemeinlichkeit aller rechtgläubigen Christen auf Erden unter einem gemeinsamen Oberhaupt, dem römischen Papste, und den mit ihm vereinigten Bischöfen.“

an dem herrlich zubereiteten Karpfen, den wohl manch' einer der armen Wanderburschen lange nicht verkostet, wohlgetan hatten, da fand auch wohl das freundlich mahnende Wort Herrn Pilgers Eingang in die Herzen. Seine Gäste begriffen es, daß es das Christkind war, das echte, rechte Liebe auf die Welt gebracht, daß ein Band der Freundschaft und Verwandtschaft sich um diejenigen schlingt, die sich Christen nennen und den Herrn bekennen. Keiner von ihnen hatte einen spottenden Gedanken über ihre Gastgeber, nein, sie fühlten sich selbst am bewogen, und als jetzt die Türe des Nebenzimmers aufgethan wurde, der hellstrahlende Christbaum mit dem Kripplein unter seinem grünen Gezweig sich ihren Blicken darstellte und Frau Pilgers auf dem Harmonium das süße Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ anstimmte, da füllte sich manches Auge mit Tränen, das lange nicht geweint, und die Erinnerung erwachte an schöne, längst verklungene Zeiten.

Keiner aber war mächtiger gerührt als jener blasse Gesell in schüdigem, für Winterkälte nicht gemachten Anzug. Hatte er anfangs versucht, die Tränen zurückzudrängen, riefelten sie ihm jetzt ungehindert über die Wangen.

Dabei kam's auch, daß er kaum ein Wort des Dankes hervorzuammeln vermochte, als ihn Frau Pilgers mütterlich liebevoll an den für ihn bestimmten Platz führte, wo außer den Christstollen, den Honigkuchen, Äpfeln und Nüssen und den warmen Socken auch noch ein warmes Glas Milch stand, eigens hinzugeleitet wegen des dürrigen, dünnen Anzugs des blassen Geistes — Christian war eben zu tief bewegt, so daß sein Wort recht über die zitternden Lippen wollte. Allein das machte weiter nichts aus. Frau Pilgers hatte mütterliche Augen, damit erkannte sie den armen Burschen leichtlich. Er hatte nicht aufgetan — einmal draußen in der verführerischen Welt war er gestrauchelt, war er gefallen, und vielleicht so tief, daß er Mut und Kraft zum Wiederaufstehen verloren hatte. Darum bat die gute Frau auch das Christkind für diesen Geistes noch ganz besonders, daß das ihm Mut mache und Trost verleihe. Wo war doch ein besserer Platz, sich wieder emporzuraffen und ein neues Leben zu beginnen, als an der Krippe des Christkindes?

„Gelt, junger Mann,“ sagte sie freundlich, „es ist nicht leicht für den Wanderburschen, die rechte Straße allerwegen zu gehen; daher lohnt's sich schon, das Christkind darum zu fragen, das weiß den Weg zum Herzen Gottes.“

Und dann packte die gute Frau ihm seine Christgeschenke in eine große Dose, das warme Tuch aber mußte er gleich um den Hals legen, daß er nicht gar so arg friere, und es mußte wohl dick und warm sein, denn der dürrig gekleidete Gesell trug kein Höschen auf dem Wege zur Herberge zurück; oder war's die Wärme in Christian Wellers Herzen, welche die Winterkälte nicht aufgenommen ließ?

Die soeben erlebte Weihnachtsfeier, die guten, herzlichen Worte, die ihm, dem Fremdlinge, von seinen Gastgebern zu teil geworden, hatten die herbe Rinde des Trostes und der Bitterkeit geschmolzen, die sich um seine Seele gelagert, so daß Reue und Sehnsucht sie erfassen mochten. Er leumete es sich nicht mehr, daß er Schuld an seinem Elende und daß er seiner Mutter Gramen und Schamen sei.

Als sein Vater plötzlich gestorben, da hatte Christian, überwältigt von Schmerz, heilig gelobt, jordan seiner armen, ihrer Stütze beraubten Mutter Tröst und Stütze zu sein. Ach, und wie schlecht hatte er solch Gelübde gehalten!

Anstatt seine Lehrzeit bei Meister Friedel, der jetzt auch sein Vormund geworden, also Vaterstelle bei ihm vertrat, gut zu beenden, und so das Sprichwort wahr zu machen „Ende gut, alles gut“, hatte sich Christian von leichtsinnigen Kameraden nur zu bald wieder verleiten lassen, sein trostiges, widerstandsfähiges, zuchttaffendes Wesen herauszuschleichen. Er brauchte sich nicht schuldig zu lassen, wie ein dummer Junge; die Zeit, wo der Meister mit seinem Lehrlinge tun durfte, wie ihm beliebt,

waren vorbei. Vergeblich war's, daß die Mutter mahnte und bat; eines Tages warf Christian die Arbeit hin und machte sich auf und davon. Die Welt war groß und ein Bursche wie er fand überall Arbeit. Freilich amangs brannten doch die Tränen seiner Mutter noch zuweilen auf seinem Herzen, allein als Christian gute Arbeit fand, einen schmutzen Anzug auf dem Leibe hatte und sich obenan auch ein Vergnügen gönnen konnte, da dachte er sich ein ganzer Kerl, da war's mit der Reue aus und vorbei, da versprach er auch seiner Mutter goldene Berge, aber ach, wie bald hatte sich das Blatt wieder gewendet. Auch bei fremden Meistern galt das Gesetz, daß der Untergebene dem Vorgesetzten zu gehorchen hat. Allerdings konnte Christian dem Meister ebenso gut die Arbeit aussagen, als der Meister ihm, allein in den meisten Fällen geschah's doch ihm. Mit alten Vorurtheilen ist ja bekanntlich die Hölle gefüllt, und da unter Bursche, großspatig und widerspenstig, am Arbeiten keinen rechten Gefallen fand, wohl aber an Lust und Genuß, so war's eben nicht zu verwundern, daß sein Auslassen und Fleißigsein keinen Bestand hatte, dagegen sein Viedelichsein und sein Leichtsinns guten Fortgang nahmen. Damit aber ging es bergab mit ihm, und zwar schneller und schneller, bis Christian innerlich und äußerlich immer mehr ein Lump ward und ordentliche, ehrliche Arbeit weder fand, noch suchte. Ja ein richtiger Fehlbild war er geworden, der so weit das Gramen und Schamen verlor, daß er, statt seine arme Mutter zu unterstützen, ihr durch allerlei List und Täuscherei den letzten Groschen abzubetteln gewußt. Auch schließlich hatte Christian wieder so einen lamentablen Brief an die alte Frau geschrieben, ob sie ihm nicht noch einmal aus der Not helfen wolle, in die Krankheit und Arbeitsmangel ihn gebracht.

Allein diesmal war es umsonst gewesen, die alte Frau hatte nichts mehr zu geben, als ihre Tränen und Gebete. Dagegen hatte ihm sein Meister und Vormund eine Epistel geschrieben, die dem liederlichen und nichtsnutzigen Sohne den Standpunkt gehörig klar machte, ob er sich nicht endlich auch bereit erklärte, den verbummelten Lehrling, um besser braver Mutter willen, in seine Werkstatt wieder aufzunehmen, so dieler nicht nur Reue heuchelte, sondern wirklich reuig heimkehrte — lange durfte er jedoch nicht durn, um nicht etwa seine arme Mutter tot im Sarge zu finden, zu dem ihr ungeratener Sohn die Nägel geltefert.

Vielleicht hätte dieser Brief seines Eindruckes nicht verfehlt, ein Sohn bleibt eben doch ein Sohn, und der Gedanke, daß seine Mutter sterben könnte, ohne daß sie ihm verziehen, ließ sein Herz bange schlagen, allein bald wachte sein alter Drog auf, mit falscher Scham gemischt, und bald stand er in ihm fest, vor dem gestrengen Meister könne er nicht zu Kreuze kriechen — wie er es nannte. So schleppte er denn weiter und hungerte und vor. Bitter empfand er das Ungemach des Winters, als Herr Pilgers plötzlich in die Wirtstube getreten, um unteren Göttern zur Christbescherung zu sich zu laden. Anfangs hatte Christian wohl gemeint, seinen Ohren nicht trauen zu sollen, dann hatte ihn Scham überkommen bei der hergewinnenden Freundlichkeit Herrn Pilgers und schließlich hatte er doch „ja“ statt „nein“ zu der Einladung gesagt, obgleich ihm gewesen war, als als er dem Alten, der es gewagt, ohne hochzeitliches Kleid zur Hochzeit zu kommen. Kein Wunder also, daß die schöne Feier und alle Güte, die sie weckte, sein trostiges, zages Herz wirklich gebrochen. Da sah Christian in seinem Kämmerlein, die große Dose mit Weihnachtsherrlichkeiten auf seinen Knien, und eine Träne nach der andern riefelte ihm über die Wangen, die Liebe Christi hatte ihn überwunden.

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen,“ so sprach er mit dem verlorenen Sohne. Sagen wollte er zu Mutter und Vormund: „Ich habe gesündigt und bin nicht wert, daß ihr mir den alten Platz in eurem Herzen und in eurem Hause gebet, ach, ich bin schon zufrieden mit dem allergeringsten Winkel!“ Nur daß die Heimat so gar weit von hier war, die Küsse so

wund und die Kälte so streng. Wie, wenn nun das Mütterchen stirbt, ehe er sein Heimatsdorf erreicht!

Wenn seine Reue zu spät käme! Fast mochte Christian Verzweiflung packen. Da stieg plötzlich der mit hellen Lichtern bestellte Weihnachtbaum mit dem Kripplein unter seinem Gezweig vor ihm auf, da umfing ihn die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, da betete er, wie er lange nicht gebetet, da brachte der arme verlorene Sohn dem Christkind die Myrrhen seiner heißen Reue, das Gold neu erwachten Glaubens und den Weihrauch brünstigen Gebets, und das göttliche Kind nahm seine Gaben anständig auf. Süßer Trost kam in Christians Herz und Mut, unverzüglich noch in der heiligen Nacht, wo Engel wohl dem Pilger ihr Geleite geben, die Heimkehr zu beginnen.

Nach langem die die wollenen Socken hervor, die die gute Frau Pilgers ihm geschenkt, sie gegen seine zerissenen zu vertauschen.

Wer aber beschreibt seine Freude, als er zwei blaue Taler aus einem der Socken hervorholte? Die machten wohl gerade das Resegeld aus, um mit der Bahn in vierter Klasse in die Heimat reisen zu können. Unbeschreiblich heißer Dank schwellte Christians Brust — war es nicht wie ein Gnadenzeichen Gottes?

Und in der Tat mochte es Christian so ansehn. Grundsätzlich machten Pilgers ihren Weihnachtsgästen sonst nie ein Geldgeschenk, in der Sorge, daß es schlecht angewendet werden möchte, allein bei dem blassen elenden Geistes hatte es Frau Pilgers unwiderstehlich geritten, eine Ausnahme zu machen, er schien gar so bedürftig, und dann war es ihm auch anzuwenden, daß Christkindleins Güte wirklich dem Herz gerührt, da sollte er den neuen Anfang nicht ganz mittellos zu setzen haben, so hatte sie gedacht und danach gehandelt — und so in der Tat dem armen Burschen eine große Wohltat erwiesen.

Unverzüglich machte sich Christian auf den Weg nach dem Bahnhof, ihn just vor Abgang des Tages erreichend, der ihn in die Heimat trug. Gerade künsteten die Glocken zum festlichen Hochamt des Weihnachtstages, als Christian sein Heimatsdorf betrat — und bewegt folgte er dem Rufe, verkündigten sie doch, daß der Vater auch ihm entgegenkam in unendlich'm Erbarmen und das Festmahl schon für ihn bereitet war.

Auch hatte keiner, trotz seiner Dürftigkeit zu ihm gesprochen: „Freund, wie bist du herin gekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an!“ als er sich als letzter der Gäste der Kommunionbank nahte, denn Christian hatte durch aufrichtige Beichte, durch Reue und Buße den herrlichen Schmuck der heiligmachenden Gnade neu erworben. — Und sollte ein so durch Gottes Guld Begnadeter nicht auch die Liebe und Verzeihung des Mutterherzens gewinnen, wie die Wiederaufnahme in der Werkstatt seines alten Meisters?

Wir brauchen nicht lange zu fragen. Ja, der Sohn fand die Arme seiner Mutter offen, und bei dem so streng erachteten ehemaligen Vormund und Vorgesetzten die Güte eines Vaters.

Und diesmal empfing Christian so große Güter nicht umsonst. Das Samen Korn, das die guten Pilgers um des Christkindleins willen in das Herz des Wanderburschen gestreut, es ging auf und trug Frucht für Zeit und Ewigkeit. Christian Weller wurde ein braver Sohn, ein rechtschaffener Arbeiter und ein frommer Christ.

Die Kirche.

Es steht im Meer ein Felsen,
Die Wellen treiben herum;
Die Wogen brausen am Felsen,
Doch fällt der Fels nicht um.

Ein Turm ragt über'm Berge,
Und schaut ins Thal hinab;
Die Stürme rasen am Berge,
Doch fällt kein Stein hinab.

Das ist des ewigen Treue,
Die wacht über Fels und Turm,
Es grünt und blühet aus neu
Der Kirche Baum trotz Sturm.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Etwas für die Frauen.

Als Kaiser Napoleon I., aller Ehren und Würden beraubt, in die Verbannung nach der Insel St. Helena gebracht werden sollte, ging er vorher noch einmal nach dem Schlosse Malmaison, wo seit um ehrgeiziger Pläne willen verstorbene Gemahlin Josephine seit Jahren still verborgen lebte. Er reichte ihr die Hand zum letzten Abschied und bekannte in tiefem Schmerz: „Josephine Du bist doch mein schönstes Glück auf dieser Welt gewesen!“

Gewiß, eine brave und liebevolle Gattin ist ein unermeßlicher Schatz für den Mann. Welche heilsamen Einfluß kann sie auf ihren Gatten ausüben; wie kann sie ihm durch Freundschaft, Liebeshörigkeit und Geßligkeit das Leben verschönern, wie vermag sie durch Bescheidenheit und Geduld und opferfreudige Liebe ihm Sorge und Mühe leicht zu machen! Wie viel trägt sie zum häuslichen Glück bei, wenn sie ihrem Gatten auch in der bescheidensten Wohnung es angenehm und heimlich zu machen versteht durch Ordnung und Sauberkeit! Selbst seine schwere Tagesarbeit wird ihm leichter, wenn er dabei denkt „Ich arbeite nicht für mich allein, sondern auch für meine so brave, vorzügliche Frau und für unsere von ihr so gut erzogenen Kinder.“

Wie die Frau aber nicht sein soll, wie sie sich um ihren Gatten das Leben verbittern kann, das mögen zwei kleine Gedichte sagen, eins aus alter und eins aus neuer Zeit; das erste ist von dem berühmten Volksprediger, Kapuzinerpater Abraham a Santa Clara, aus dem 17. Jahrhundert, das zweite ist aus unserer Zeit nach der bekannten Stelle aus Schillers „Lied von der Glocke“ gedichtet. Beide Gedichte, so launisch sie klingen, enthalten eine ernste Lehre:

Eine „liebevolle“ Ehefrau.

(Aus „Abraham a Santa Clara“.)

Will er sauer, so will ich süß,
Will er Wehl, so will ich Gries;
Schreit er „Hi“, so schrei ich „Da“,
Ist er dort, so bin ich da;
Will er essen, so will ich fasten,
Will er gehen, so will ich rasten,
Will er rechts, so will ich links,
Sagt er Spaz, so sag ich Fink;
Ist er Suppen, so ist ich Broden,
Will er Strümpf, so will ich Socken;
Sagt er ja, so sag ich nein,
Trinkt er Bier, so trink ich Wein;
Will er dieß, so will ich das,
Singt er hoch, so sing ich Wäh;
Sieht er aus, so sitz ich nieder,
Schlägt er mich, so frag ich wieder;
Will er „Gut“, so will ich „Gott“, —
Das ist ein Leben, erwarm' es Gott!

Moderne Hauswirtschaft.

(Frei nach Schiller.)

Die Frau muß hinweg
Von Kochtopf und Nadeln,
Muß rauchen und tadeln,
Muß lesen, studieren
Und politisieren,
Muß mitreden immer,
Zu Hans bleiben nimmer. —
Und drinnen waltet der tüchtige Hausherr,
Der Vater der Kinder,
Und schafft leise
Im häuslichen Kreise,
Und ehret die Mädchen,
Und prügelt die Knaben,
Sieht unterm Baniofel
Und schält die Kartoffel
Mit stillem Behagen,
Und hat nichts zu sagen.

Mutlos.

Was uns am meisten mutlos macht im Leben,
Ist ungeliebte Arbeit, tote Kräfte;
Wir möchten eine Welt aus Angeln heben,
Und vor der kleinsten Blicke nehn wir erschläft.

Für die lieben Erstkommunikanten.

Zwei Apostel.

„Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem hl. Geist. Wie es war im Anfang, jetzt und zu ewigen Zeiten. Amen.“

Als diese Worten erhob sich die Bäuerin von den Knien und Kinder und Gesinde folgten ihrem Beispiele. Abends betete sie mit dem ganzen Hausstand den Rosenkranz und aß dann mit dem Gesinde die Abendsuppe. Die Kinder hatten vorher Milch und Brot bekommen und gingen nun zu Bette. Mathias, der Älteste, stand nach dem Gutenachtgruß noch wachend. „Nun?“ fragte die Mutter, „hast du noch was?“ „Ach ja, Mutter. Ich möchte so gern auch den Winter durch so früh zur Stadt, daß ich mit den Schulkindern in die Messe kann — weißt du, weil ich doch im Kommunionunterricht bin.“ Die Mutter antwortete nicht gleich. Der fromme Sinn ihres Jungen freute sie; ungern hätte sie seine Bitte abgeschlagen. Wäre nicht letzten Sommer die Ziegelei da aus dem einsamen Felde an dem unheimlichen Weiher entstanden, würde sie schon selbst erwogen haben, ob er nicht jetzt groß genug sei, auch in dunkler Winternacht den Weg zu machen, den er täglich zweimal ging. Aber nun wohnte in der jetzt verlassen dabeiliegenden Hütte ein fremder Mensch, von dem allerlei dunkle Gerüchte gingen. Sie hörte nicht darauf und wollte nichts Böses von ihm denken. Aber die Frau, die seinen Haushalt besorgte, sah so scheu und bestürzt aus, er selbst so wild und finstler, daß sie stets ein ängstliches Gefühl überkam, so oft sie da vorbei mußte, so furchtlos sie sonst war. Mathias erriet ihre Gedanken. „Wenn ich darf, geht der Andres von drüben auch mit“, beistellte er weiter, „allein fällt ihm der Weg zu lang im Dunklen“, sagt er. „Und ach, Mutter, da sollst du hören, welche schöne Vieder jetzt im Advent gerungen werden.“ Dabei leuchteten des Knaben Augen. „Nun“, sagte die Mutter jetzt, „ihr könnt ja mal versuchen. Wenn der Dezember mit Schnee und Eis kommt, werdet ihr's doch vielleicht leid.“ So zogen die beiden Jungen andern Morgens in aller Frühe durch das Dunkel, durch welches nur hie und da ein Sternlein schimmerte, tapfer dem Städtchen zu. Ein wenig Furcht beichlich sie doch als sie in die Nähe der Ziegelei kamen. „Du“, sagte Mathias, „da flimmert was Rötliches. Ich glaube, es ist in dem Häuschen des wilden Koles. Hast du bange?“ „Ach was“, entgegnete Andres, „wir haben unsern Schutzengel ja bei uns. Aber weißt du, Mathias, wir wollen ein frommes Lied singen. Ich habe mal von einem Kind gelesen das einen bösen Geist damit gescheucht hat, da werden wir auch wohl den wilden Koles damit scheuchen, daß er uns nichts tut. Und hier auf dem Felde können wir auch singen, so laut wir wollen, da überhören wir niemand.“

Mathias stimmte freudig zu, er sang für sein Leben gern und bald klangen die hellen Knabenstimmen durch das einsame Feld: „Tauet Himmel, Wolken regnet ihn herab.“ Immer freudiger, immer inniger wurde ihr Gesang, sie waren an der gefährlichen Hütte vorüber, ehe sie es wußten, sie hatten nicht bemerkt, daß ein Schatten dort am Fenster das glimmende Lämpchen völlig verdunkelte. Es war die Frau, die Koles den Hausstand führte. Sie stand noch lauschend, bis der Gesang in der Ferne verhallte. — Als die Kinder am Abend heimkehrten, sangen sie nicht. Dann kamen immer Leute des Weges und Fuhrwerk und Pferde, das hörte sie und sie wollten sich auch nicht so bemerklich machen. Sie sprachen von der Schule und ihren Aufgaben, von dem, was der Herr Piarre im Unterricht gesagt und freuten sich schon auf den kommenden Morgen, wo sie wieder singen wollten. So ging es einen Tag um den andern bis zur Weihnachtszeit. Da gab's acht Tage Ferien. Sie konnten nun, wie Sonntags, mit den Jüngern zu Mittag essen, miteinander spielen und lachen und abends um Kessel und Kasse Lottospielen. So hatten sie viel Freude. Aber als sie nach Neu-

jahr wieder zur Schule mußten, freuten sich beide doch und trotz der Kälte, die inzwischen eingetreten war, besonders auf ihren Morgengang und die schönen Weihnachtslieder, die sie dabei singen wollten. Die guten Kinder ahnten nicht, wie sehnüchtig ein Herz ihrem frommen Gesang entgegenklopfte, welche lang vergangene Zeiten er in einem andern Wochengerufen. Wohl hatte der wilde Koles das erste- und noch einigemal geschimpft und gedroht, die Ruhestörer, wie er die Sänger nannte, durchzubläuen, daß ihnen die Lust vergehen solle, alle Leute um ihren Morgenschlaf zu bringen, und nur mit Mühe hatte die Frau ihn zurückgehalten, denselben aufzulauern. „Tu es nicht, Bruder, glaube gewiß, der Mathias Halder ist dabei und sein Vater, der im Frühjahr verstorben ist, hat dir doch damals geholfen, du weißt wohl.“ „Schweig“, rief er rauh, „darum kann ich den Bengel doch einmal —“, aber er vollendete den Satz nicht. Die Frau aber lauschte allmorgendlich den Viedern, die zu ihr herüberdrönten und ihr wie eine Himmelsbotschaft klangen. Ihr Bruder aber schien sich an den Gesang gewöhnt zu haben, er sprach nicht mehr darüber; es kam ihr vor, als vermisste er ihn sogar, als es nun Morgens so still war. Denn sie betraf ihn ein paarmal, da sie ihm eine Tasse Kaffee ans Bett brachte, den Kopf in die Hand gestützt, als ob er hinaushörte. Doch wagte sie nicht, ihn zu fragen. Er konnte gleich so unwirklich werden, zumal jetzt, da die Bicht ihn plaste. Heute hatte er sie so früh gerufen und zu trinken verlangt. Als sie eben mit dem heißen Trank zu ihm trat, scholl es laut und begeistert durch das Dunkel: „Menschen, die ihr war't verloren, lebet auf, erfreuet euch. Heute ist Gottes Sohn geboren, heute war Er den Menschen gleich.“ Er sah sie mit einem seltsamen Blick an. „Da sind sie wieder“, sagte er, wie zu sich selbst. „Sie singen das Lied das wir auch als Kinder gesungen haben“, bemerkte sie eben. Er antwortete nicht, aber er ward von da ab stiller und sie hatte weniger von seiner Rauheit zu leiden. Er barg es nicht mehr vor ihr, daß er auf den Gesang wartete an jedem Morgen und jetzt fragte er sie gar, wenn er ein Wort nicht verstanden hatte. So ging die Zeit hin, schon tönten die rührenden Järlieder durch die stille Dunkelheit, da sagte Koles eines Morgens zu seiner Schwester: „Vene ich muß dir etwas sagen. Sieh, lange Jahre bin ich unserm Herrgott aus dem Wege gegangen, du weißt es, und ich habe auch gedacht, es sollte so bleiben, denn ich fände mich nicht mehr zurück zu ihm wegen all meiner Sünden. Nun legt er mich hier an die Kette mit der Bicht, daß ich nicht mehr gegen ihn an kann und mich ihm ergeben muß auf Gnade und Ungnade. Sei still, sage nichts, ich bin noch nicht zu Ende. Es hat in mir gewählt all die Zeit und mein ganzes Leben ist vor mir aufgestanden und an mir vorübergezogen, und je länger ich dem Singen zuhörte, um so tiefer grub es sich in mein Herz, bis ich zu dem Entschluß kam, zurückzukehren zu ihm, der für uns arme Sünder gestorben ist.“ Er schwieg. Vene aber sank, keines Wortes mächtig, schluchzend vor dem Bette in die Knie.

(Schluß folgt.)

Mut im Alltagsleben.

Habe den Mut, deine Meinung zu sagen, wo es nötig ist.
Habe den Mut, deine Mittel nicht zu überschreiten, wenn du deine Freunde einlädest.
Habe den Mut, auf das zu verzichten, was du nicht nötig hast, wenn du's beabsichtigst.
Habe den Mut, wie ein Schüler zu lernen, auch wenn die Leute den Kopf darüber schütteln.
Habe den Mut, einzugehen, daß du arm bist, du nimmst dadurch der Armut ihren Stachel.
Habe den Mut, lieber den Armen zu geben, als dein Geld für Prunk und Pracht zu verschwenden.
Habe den Mut, deine schlechten Neigungen und Sitten zu bekämpfen, so wirst du ein Held, ob du auch nie eine Waffe führst.
Habe den Mut, einen Freund im schätzbaren Noth zu kennen, auch wenn du sein angezogen bist und mit seinen Leuten gehst.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actiendruckerel in Fulda.

Nr. 2. Sonntag den 11. Januar 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechend der Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Erster Sonntag nach Erscheinung. — Sein erstes Wort. — Es ist wahrhaftig zum katholisch werden! — Erzelsior. — Das Weihnachtsfest der Missionsschwestern. — Vorsehung Gottes. — Erinnerung an die Kindheit. — Für die lieben Erstkommunikanten. (Schluß.)

Wochenkalender.

Sonntag, 11. Jan., 1. nach Erscheinung.
Montag, 12. Jan., Arladius, Martyrer.
Dienstag, 13. Jan., Veronika, Jungfrau.
Mittwoch, 14. Jan., Hilarius, Bischof und Kirchenlehrer.
Donnerstag, 15. Jan., Paulus, Einsiedler.
Freitag, 16. Jan., Marcellus, Papst und Martyrer.
Samstag, 17. Jan., Antonius, Abt.

Erster Sonntag nach Erscheinung.

Der Knabe Jesus im Tempel.

Evangelium Luk. 2, 42—52.

Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß es seine Eltern wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagreise und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und es erstaunten alle, die ihn hörten, über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn fanden, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!“ Und er sprach zu ihnen: „Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Sie aber verstanden seine Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, an Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Sein erstes Wort.

in demkwürdiges Bild zeichnet das heutige Evangelium: Ein Kind sitzt unter den Lehrern; aber es fragt und antwortet so, daß alle über seine übermenschliche Weisheit staunen.

Nur ein Wort ist uns aus diesen wunderbaren Reden überliefert. Zu Maria und Joseph spricht es dieses Wort: „Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“

Es ist das erste Wort, welches das Evangelium den Heiland der Welt reden läßt. Ein wunderbar tiefes, erhabenes Wort, ein Wort, das uns annahmet, wie ein aufblühender Lichtstrahl seiner Gottheit. ein Wort, das uns das göttliche Wesen

dieses Kindes dokumentiert. Zu Maria hatte ja der Engel gesagt: „Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden.“ Und jetzt, bei seinem ersten öffentlichen Auftreten, nennt ihr Sohn den Allerhöchsten seinen Vater.

Mit solchem Bewußtsein spricht das Kind von seiner göttlichen Sendung, daß selbst Maria und Joseph außer Fassung geraten, „die Rede nicht verstanden, die er zu ihnen sagte“.

Sie wußten, wer das Kind war; sie kannten die Geheimnisse seiner Menschwerdung und seiner Geburt, sie hatten die Worte der Hirten, der drei Könige, des greisen Sehers Simeon gehört. Nicht Unkenntnis seines göttlichen Wesens ist's, was ihr Erstaunen und ihre Verwirrung hervorbringt, sondern diese unerwartete, plötzliche Offenbarung seiner Gottheit, diese feierliche Verusung auf seine Majestät schon jetzt im Kindesalter.

„Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ — Dieses denkwürdige Wort Christi gilt auch für jeden Christen. Das Gotteshaus, der Gottesdienst muß ihm das Erste und Höchste sein. Die Gewohnheit, an Sonn- und Feiertagen ins Gotteshaus zu gehen, dem hl. Messopfer beizuwohnen, muß dem Christen eine so heilige Gewohnheit werden, daß eine Verletzung derselben ihm als etwas Unmögliches, Wider-natürliches erscheint. Ein gewissenhafter Katholik fühlt sich selbst dann unbehaglich, wenn er aus einem wichtigen, entschuldigenden Grunde der Kirche an einem Sonntage hat fern bleiben müssen. Es ist ihm, als „fehle etwas an dem Tage, als habe er so recht keinen Sonntag“.

Dieses Gefühl einer recht christlich empfindenden Seele kann der Jugend nicht tief genug eingeprägt werden. Junge Burschen oder Mädchen, die mit 15 bis 17 Jahren es aus irgend einem leichtfertigen Grunde übers Herz bringen, das streng vorgeschriebene Kirchengebot des sonntäglichen Besuches der hl. Messe gewohnheitsmäßig zu übertreten, werden im späteren Leben ihren Herrgott entweder ganz vergessen oder nur höchst selten sich seiner erinnern. An den höchsten Feiertagen des Jahres — in die Weihnachtsmesse oder Auferstehungsfeier — finden sie wohl noch den Weg zur Kirche, kommen auch vielleicht Ostern als „Einzjährige“ zum Richterstuhl der Buße, — mit welchem Nutzen, läßt sich leicht denken. Die übrige Zeit leben sie lau und gottvergessen dahin und kennen Sonntags nur die eine Frage: „Wo ist was los?“ Kirche und Messe, Predigt und

Sakramentenempfang sind für „Frömmeler“ nicht für sie.

Daß es angesichts dieser traurigen Tatsachen außerordentlich wichtig für die religiöse Erziehung der Jugend ist, sie zu einem pünktlichen, gewissenhaften Besuche der hl. Messe anzuhalten, liegt auf der Hand. Da müssen die Eltern den Priestern und Lehrern zu Hilfe kommen und mit Mahnung und Warnung nicht nachlassen, wenn ihre Kinder es mit der Erfüllung dieser Pflicht nicht mehr so genau nehmen.

Aber auch wir alle können dazu beitragen, daß unsere Schulentlassenen nicht so bald zu den „Sonntagslosen“ gezählt werden. Es gibt so manchen „leichten Vogel“, der sich nicht scheut, unter anderen ungeniert davon zu reden, wie er wegen eines Ausflugs oder Festes die Sonntagsmesse veräußt hat. Da sollte man entschieden entgegen treten. Das tut vor allem not in der Gegenwart von Kindern oder von jungen Burschen und Mädchen, die eben erst der Schule entlassen sind. In der Regel empfinden sie das Versäumen der hl. Messe erst als etwas Ungeheuerliches. Kommen nun aber andere und reden von einem „Schwänzen“ der Messe als von etwas, das „nicht so schlimm“ sei, dann schwindet auch in ihrem Herzen allmählich die Scheu vor einem gelegentlichen Fernbleiben, und damit entsteht die Gefahr, daß allmählich die Versäumnis der Sonntagsmesse eine Gewohnheit wird.

„Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Das ist ein ernstmahnendes Gotteswort! „Wer aus Gott ist, der hört auf Gottes Wort!“ Christi Wort sei das Wort eines jeden, der sich Christ nennt!

Es ist wahrhaftig zum katholisch werden!

Es gab eine Zeit (das vorige Jahrhundert hat sie noch gesehen), da war in den katholischen Kreisen unseres Vaterlandes der Geist der Furcht und der Knechtschaft zu Hause, nicht der Geist der Furcht Gottes und der Unterwürfigkeit unter Gott, sondern der Geist der Menschenfurcht und einer übel angebrachten Feilscherei und Dienstbarkeit unter herrschende und die Mehrheit besitzende Kreise und Einflüsse.

*) Aus den sehr empfehlenswerten Unterhaltungen „Im Schatten der Kirche“ von Em. Buch.

Man verflocht sich mit den Rundgebungen katholischen Lebens und Glaubens, und diese Maxime und äbel angebrachte Weisendheit trugen viel dazu bei, die Gegner in der von ihrer Färschtheit ihnen weisgemachten Meinung, die Katholiken seien alle Dummköpfe, zu befestigen. „Dumm und katholisch“ war dem unwissenden, geographischen und (sagen wir es deutlich) unverständigen Pöbel ein und derselbe Begriff. Wollte man einer Sache den Stempel äußerster Albernheit ausdrücken, so sagte man (und ganz besonders war das in Berlin üblich), „es ist zum katholischwerden“. Und die guten Katholiken duckten sich, hörten das an, ließen es sich gefallen, und niemand hat auf, um die Kästerei in ihre Schranken zurückzuweisen.

Diese Zeiten sind, Gott sei Dank, vorüber, das Blatt hat sich gewendet, es ist mit diesem Worte gegangen wie mit dem Fluche, den Balaam auf das Volk Israel schleudern sollte, und welcher in seinem Munde sich in Segen verwandelte.

Und wie ist diese Wandlung der Dinge geschehen? Erst hat man innerhalb des katholischen Lagers begonnen, die Letzteterei und das Verfluchen, die Lausheit und Menschenfurcht abzuschütteln, und dazu haben wesentlich die katholischen Volksmissionen beigetragen; alsdann aber hat die Bosheit der Feinde gegen deren Willen dazu dienen müssen, die katholische Kirche zu verherrlichen, ihre Widerlächer zu beschämen und ihren Triumph zu fördern.

Der Kampf, den man in wütendem Fasse zur Vernichtung der katholischen Kirche angefaßt, hat auf katholischer Seite ein Volk von Helden geschaffen und ihre Führer hinausgeführt auf das öffentliche Forum. Da hat die urregeführte Menge zu ihrem Staunen gesehen, daß die katholische Kirche Geistesriesen besitzt, und daß hinter diesen eine todesmutige Schar voll Kraft und heiliger Ueberzeugung steht, „ein einzig Volk von Brüdern“. Und das mitten in einer Zeit der Selbstsucht, der Seichtheit, Flachheit und des sittlichen Verfalls.

Der hl. Augustinus sagt von der katholischen Kirche: „Wenn ich auch keinen andern Beweis für ihre Wahrheit hätte, als ihr Ansehen, so würde ich ihr glauben.“

Diesen Eindruck haben auch die Gegner der katholischen Kirche empfunden. Ist dieser Eindruck auch nicht zum vollen, bewussten Glauben geworden, so haben sie doch seinem Einflusse sich nicht entziehen können; sie haben gefühlt, daß die Hirten dieses Volkes Gelandte Gottes sind, und daß Gott mit diesem Volke ist, daß ein Kampf gegen dieses Volk ein Kampf gegen Gott, ein Kampf der Selbstvernichtung ist, und daß dieses Volk allein und die gottentstammte Macht ihrer Hirten die drohende Zerstörung aufzuhalten, die Menschheit zu retten vermag.

Aber solche Wandlungen vollziehen sich nicht mit einem Male; nach und nach, in langem und hartem Kampfe hat sich eine bessere Stimmung Bahn gebrochen.

Als Windthorst seine parlamentarische Laufbahn begann, wäre eine öffentliche Rundgebung katholischen Glaubens, wie sie sein Tod mit sich brachte, im protestantischen fanatisierten Berlin unmöglich gewesen. Welche Schmähungen mußten die Vertreter des katholischen Volkes lange Jahre erdulden! Noch im Jahre 1885 bot mir eine Sitzung des Abgeordnetenhauses einen wahrhaft empörenden Eindruck. Während die gehässigen Reden der Gegner mit Aufmerksamkeit vom ganzen Hause angehört wurden, suchte man die Widerlegungen und schlagenden Einwendungen der gewiegtesten Zentrums-Medner durch Nichtachtung zu kränken. In Gruppen stellte man sich plaudernd zusammen, und andere vertiefen den Saal, einzelne machten giftige Zwischenrufe, und es gehörte wirklich Heldenmut dazu, das zu ertragen — nicht einmal, nein, seit so vielen Jahren schon. Das war kein Platz für Streber und Ehrgeizige. Wohl sind unsere Helden zu Ehren gekommen, aber hätten sie ihre Ehre gesucht, sie wären längst entmutigt zurückgetreten.

Dann — als das Maß voll und der Eindruck allzu gewaltig geworden war, da kam die Wand-

lung, man mußte dem mächtigen Eindruck der einzigen unüberwindlichen Macht Rechnung tragen. In dieser Stimmung, die sich Bahn gebrochen, bewundert und schätzt man doch das Oberhaupt der katholischen Kirche, die katholischen Bischöfe, die Führer des Volkes, das katholische Volk, die katholische Caritas, die katholischen unüberwindlichen Organisationen und die Einheit.

Diese Stimmung fand besonders einen lauten Ausdruck in der Anerkennung, welche man in seinen letzten Lebensjahren Windthorst geschenkt hat. Am lautesten aber trat dieselbe zutage, ja gestaltete sich zu einer großartigen Huldigung gegen den einst so geschmähten Mann und gegen die kathol. Kirche bei seinem Tode. Alle feindlichen Blätter widmeten ihm die ehrendsten Nachrufe, es war eine Totenklage, wie sie ihresgleichen wohl kaum gefunden hat. Ein gegnerisches Blatt nannte Windthorst „einen Mann, wie das Jahrhundert nur einen hervorbringt“.

Windthorst's Leichenzug von der St. Hedwigskirche bis zum Begräbnißort am Gendarmenplatz glich einem Triumphzuge. In ehrerbietiger Haltung belegten dicke Scharen die Straßen, die Köpfe trafen unter das Gewehr, und hindurch durch das sonst nur für kaiserliche Wagen geöffnete Portal des mittleren Brandenburger Tor's ging der mächtige Zug. Ja, Windthorst legte seine Mission auch im Tode fort; dieser Trauerzug, in Wahrheit ein Triumphzug des katholischen Glaubens, der katholischen Ueberzeugungstreue mitten in der protestantischen Reichshauptstadt. — „Ja, es ist wahrhaftig zum katholisch werden!“

Erzelsfor.

Stimmungsbild von Henriette Brey.

(Nachdr. verb.)

Schweigend schreiten wir durch die weiche Abenddämmerung die belebte, lindende, gepflanzte Landstraße entlang — da und da. Hinter uns liegt die Stadt mit ihren breiten, prächtigen Straßen und Plätzen, ihren großartigen Bauwerken, ihren herrlichen Kirchen und Museen und — an der Peripherie — ihrem Wald von Fabrikfornsteinen.

Langsam gehen wir weiter. Zu beiden Seiten nah und fern bis weit ins Land hinein industrielle Anlagen. Dazwischen manchmal ein paar tohlenbestäubte Felder, ein Bach mit schlammigen Ufern, der blauschwarze, trübe Fluten dahervölzt, ein kümmerliches Stückchen Wald. In der Luft ein schwerer Dunst und Qualm, der sich schwül und beengend herabsenkt.

Wir stehen auf der Hafenbrücke und betrachten das reizvolle Bild der zahllosen, buntbewimpelten Schiffe aller Nationen.

Und dann wenden wir, vom gleichen Gedanken beseelt, unsere Blicke zur Stadt. Ein Laut der Bewunderung drängt sich auf die Lippen ob des herrlichen Anblicks. Das weite Häusermeer ist in verschwimmenden, bläulichen Dunst getaucht. Weiße Nebelschleier steigen auf, fluten und wogen ichtemenhaft durch die Luft und hängen sich zerfließend an Baumkronen, Erker, Kuppeln und Zinnen. Und über dem blauen Gewoge erheben sich dunstumbaucht die dunkeln Fabrikfornsteine, ragen siegreich empor der schlanken, feingeliederte Turm der alten Münsterrkirche, dieses in Stein gehauenen Wunders.

Und im Hintergrund in nebelhaften Linien die zahlreichen Türme der anderen Kirchen.

Zu uns herüber klingt gedämpft das Geräusch der tosenden Maschinen: die Räder laufen, das Triebwerk schallt, die Esse brüllt, die Hämmer pochen — es ist das Atemholen der Arbeit.

Tiefer schattet die Dämmerung. Ueberall blitzen jetzt Lichtpunkte auf, immer mehr, Hunderte und Tausende. Stellenweise scheint die Stadt in eine Flut von Licht zu tauchen. In der Ferne die strahlenden Vogenlampen und elektrischen Schirmwerfer der Bahnhofshalle. Und die Lichtpunkte blitzen und flirren durch den Nebel.

Und nun von der alten Münsterrkirche her ein tiefer, sonorer Gedenken! Ein Gruß des Friedens in das rastlose Getriebe hinab! Voll und melodisch ertönen seine Schwingungen durch den dämmernden Dunstkreis. Und dann beginnt in weichen Moll-Akkorden ein harmonisches Glöckchen — das Aveldeuten! Und siehe, nicht lange, da fallen leuchtend die hellen und tiefen Tönen der anderen Kirche mit ein und vereinen sich zu einem jubelnden „Erzelsfor“.

Erzelsfor! Aufwärts, empor zum Lichte! Nicht am Boden hatten sollt ihr, nicht eure Seele verdorren und verkümmern lassen im Alltagsstaub der harten Arbeit!

Lacht sie einige Augenblicke Höhenluft atmen. Zu dem ewigen Lichte über den Sternen richtet den Blick empor — dem Lichte, das „in die Welt gekommen, um sie zu erleuchten“. „Et verbum caro factum est...“

Und viele Stirnen senken sich betend. Auch der rußgeschwärmte Arbeiter, der über die Brücke eilt, bleibt einen Moment stehen und lehnt sich gegen das Geländer. Tief atmet er auf. In seine ersonnenen Räume kommt ein weicherer Ausdruck. Er nimmt die Mäße ab und fährt mit der Hand über die staub- und schweißbedeckte Stirn. Dann befreut er sich und saltet die rauben schweißigen Hände. Vertrauend richtet sein Blick sich empor — er hat trotz Sorge und Not, trotz Verleumdung und Verbeugung nicht den Glauben seiner Kindheit verloren, den eine fromme Mutter ihm einprägte.

Auch unsere Hände haben sich gefaltet. Friede, Friede nach des Tages Hasten und Treiben! Erzelsfor!

Es ist dunkler geworden. Stumm schreiten wir weiter und haben bald unser Ziel erreicht, den kleinen, mächtig aufblühenden Industrieort, nach dem die gewaltig sich ausdehnende Großstadt schon ihre Rumpfenarme ausstreckt, um ihn sich einzuverleiben.

Ueberall die Signatur des Werdens und des Entstehens. Neu angelegte Straßen und Plätze, halb fertige Bauten, Miestkaiernen, große Kaufhäuser und — viele Wirtschaften und Betätigungsfelder, aus denen schon Lärm und mißionende Langweilen klingen.

Fast am Wege zwei Schulplätze, gegenüber ein Mieren-Etablissement und eine im überladenen Hofe gleichsam erbaute Villa.

Ein paar Schritte weiter ein niedriges, langgestrecktes Gebäude, fast wie ein Tanzsaal. Dunkel und verlassen liegt es da. Durch das letzte Fenster bricht ein roter Lichtschein, und über dem Eingang raat ein winziges kreuzgeschmücktes Glöckchen empor.

Ja, es war ein Tanzsaal — aber jetzt wohnt der Schöpfer des Weltalls darin! Im ärmlichen Schrein! Man hatte ihm nur diese elende, unwürdige Wohnung zu bieten.

Wir tut jedesmal das Herz weh, wenn ich diese elende Notkirche sehe, und dann die prächtigen Villen, die sich ringsum erheben.

Durch eine breite Häuserlücke schneit der Blick bis zur fernen Hügelkette, die den Gesichtskreis abschließt. Davor gelagert sind mächtige Hoch- und Schmelzöfen, die Tag und Nacht in Betrieb sind.

Hier muß ich jedesmal stehen bleiben, um das herrliche Schauspiel zu betrachten, daß diese Oesen bei eingetretener Dunkelheit bieten.

Es ist, als ob Vulkane feurige Lavaströme austreten. Die Aesenglut rötet in mächtigem Umkreis den nächtlichen Himmel. Eine dicke Wolkensbank lagert sich jetzt davor und darüber. Rote und schmelzgelbe Streifen durchziehen sie, goldene Lichtpunkte blitzen durch sie her. Die zackigen Ränder erglühn und kleine weiße Wölkchen lösen sich ab, flattern und schweben weiter, sich silbern und rosig färbend.

Aber nun — ein Ausruf des Entzückens dringt über unsere Lippen, siegreich hat die Glut die Wolkensbank durchbrochen. Feuerarbeiten schießen zum Himmel empor. Der ganze Horizont scheint aufzukommen. Riesengroß schlägt die jügelnde Lobe empor. Dann sinkt sie von der Schwere der

stark erdrückt, mit sprühendem Funkenregen in sich zusammen. Aber immer von neuem stiegen die Flammen empor — himmelhoch!

Die aus den Erfinden aufsteigenden Nebel hüllten wie jarte Spitzenleiter durch die Lüfte. Neue Wolken zichen herauf. Und wie sie in den Fannkreis des Feuers treten, werden sie von der Glut angehaucht und schillern und schimmern in wunderbaren Farben, vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Orange und tiefsten Purpur. Und dann schlägt wieder ein mächtiges Flammenbündel durch den Wolkenschleier.

Verunken in das zauberhaft schöne Schauspiel, vermag ich mich von dem überwältigenden großartigen Anblick nicht loszureißen.

Aber endlich müssen wir doch gehen. Ich schaue dich von der Seite an. In klaren Umrissen, wie auf Goldgrund gemalt, hebt sich dein rubinart Profil von der Glut ab. Dein Blick folgt den Flammen, die, obgleich durch Wolken und Nebel eine Zeitlang niedergedrückt, immer wieder aufwärts schweben, rastlos zum Himmel empor. Eggeflor!

Und dann sitzen wir beide am Tisch im traulichen Wohngemach. Wir hatten uns so viel zu sagen. Jetzt ist alles gesagt und wir schweigen.

Die Lampe steht auf dem Tisch, das Feuer im Kamin knistert. Ich schaue auf die nimmermüden Hände, die an einer klügelichen Stickeret arbeiten. Die finlen Finger ziehen gewandt den Goldfaden durch die schwere Seide. Aber dann sinken sie auf einmal mühsig in den Schoß. Dein Blick schweift träumerisch ins Leere. Ein glückliches Lächeln tritt auf deine Lippen.

O, ich weiß wohl, wohin deine Gedanken gehen! Die Welt um dich her versinkt. Du schaust eine kleine Klosterkirche. Und auf den Altarstufen kniest du im weißen Brautgewande und legst in die Hände des ehrwürdigen Priestergrüßes ein ewiges Gelübde ab.

Und dann siehst du eine stille, enge Hölle, ein hartes Vufleben, nächtliches Chorgebet, Kranken dienst, Nachtwachen.

Das alles schaust du — und doch lächelst du glücklich.

Ich fühle es brennend heiß in mir aufsteigen. Die Arme mücht ich nach dir ausbreiten, zu dir hinstürzen und dich bitten. „O, gehe nicht fort! weilt du nicht, daß ich deiner bedarf zu meinem Glücke?“

Aber nein, still bleibe ich sitzen. Warum den Frieden deiner Seele stören? Du würdest mein Denken und Wünschen nicht verstehen. Mit deinen klaren, ruhigen Augen würdest du mich verwundert ansehen. Der Zug deines Herzens arbt nicht nach Irdischem, nach armseligem Menschenglück, das ein einziger Hauch in Trümmern schlagen kann. Deine reine Seele, losgelöst von irdischen Wünschen, strebt jessellos zu Gott empor, weil „Liebe dich zu Liebe zehrt“. Eggeflor! das ist dein Wahlspruch!

Soll ich deiner Seele Schwingen mit irdischem Ballast beschweren? Nein, ich darf, ich will deinen Flug zur Höhe, zum Lichte nicht hemmen!

Und ruhig reiche ich dir die Hand zur guten Nacht und gehe still meinen einsamen Weg.

Das Weihnachtsfest der Missionschwester.

Stilge von Redeatls.

Nun war sie in dem Lande ihrer Sehnsucht — Missionschwester bei den Negerkindern in Afrika! Anfangs schloß sich Schwester Klara ganz überwältigt von den starken Eindrücken, die das gedrängtevolle Land und das schwarze Volk auf ihren leicht empfänglichen Sinn hervorbrachten. Was war es doch Herrliches um den üppigen Pflanzenwuchs der Tropen! Nicht satt konnte sie sich leben an den wunderlichen Bäumen mit ihren seltsamen Früchten — an den mächtigen Urwaldriesen und den prächtigen Palmen.

O, und wie schön mußte es erst in diesem von der Natur mit so reichen Gaben bedachten Lande sein, wenn keine armen jetzt noch größtentheils in

der Nacht des Heidentums schwächenden Bewohner ihre Kniee beugten vor dem wahren Gott, zu dessen Dienst und Anschauung auch sie berufen waren. Mit Feuerfieber füllte sich Schwester Klara auf die Erlernung der Landesprache, mit mütterlicher Zärtlichkeit umfing sie die kleinen schwarzen Kinder.

Es war die Zeit des ersten Eifers, wo glühende Begeisterung alles leicht machte.

Aber nur zu bald kam die Enttäuschung; auch Schwester Klara entging dem Schicksale aller Missionäre nicht, auch sie wurde zeitweilig müde und verzagt. Es war nicht alles Gold, was glänzt, auch hier in Afrika nicht.

Unter dem üppigen Grün der Tropenvegetation ringelte sich die giftige Schlange; in nächstlicher Stunde ließ sich Föhn- und Löwengeheul vernehmen, böse, gefährliche Fieber drohten, giftige Dünste stiegen aus den Sümpfen und ach, die armen Schwarzen, selbst die kleinen Kinder — wie waren sie schon versucht und vergiftet durch heidnische Laster und allerlei Greuel!

Kaltes Grauen legte sich auf Schwester Klara's warmes Herz; ihr deuchte, daß es schier erstarren müsse.

Vorbei war ihre Freude an der tropischen Pracht der Natur; sie mußte jetzt, was sie ihr Schrecken und Gefahren barg; vorbei ihre Hoffnung, das schwarze Volk aus seiner rohen, tierischen Verunkenheit herauszureißen und emporziehen zu können.

Und dazu hatte die arme Schwester auch noch starkes Heimweh. Jetzt war es an ihr, sich darüber zu wundern, daß ihre Mitgeschwestern, die sie zur Zeit ihres ersten Eifers für kalt und gleichgültig gehalten hatte, so geduldig in Hoffnung blieben und unentwegt weiter arbeiteten, auch wo sie keine Frucht sahen. „Gottes Zeit, ist die beste Zeit.“ so sagten sie, „auf sie warten wir, so sind wir trüblich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, ausdauernd in Gebet und Arbeit.“

Ach ja, Schwester Klara wollte es ihnen gerne nachtun, und jetzt besonders, da Weihnachten vor der Türe stand, das hehre, heilige, frohliche Fest, wenn nur nicht gerade der Gedanke an das holde Weihnachtsfest ihr Heimweh noch stärker gemacht hätte! Da stiegen sie vor ihrem geistigen Auge auf, die Weihnachten, der Reihe nach, die sie zu Hause verlebte. Sie sah sich als glückliches Kind, mit ihren Geschwistern des Rufes ihrer Eltern harrend, zu der Weihnachtsbescherung, wo der Tannenbaum stand, mit unzähligen Lichtern bestückt, und mit Äpfeln und Nüssen und allerlei Süßigkeiten behangen, und unter seinem grünen Gezweig die Krippe mit dem Jesuskinde, mit Maria und Joseph, dem Ochsen und Eseln, und den Engeln all, die ihr Gloria sangen. Sie sah sich mit ihren Angehörigen durch die kalte Winternacht, auf dem beschneiten Weg zur Kirche eilen, wo es so festlich war bei der Christmette, und das Klingen, Singen und Frohlocken kein Ende zu haben schien. Und sie sah sich im Kloster unter den lieben Mitgeschwestern, und dachte daran, wie es ihr gewesen, als hätte ihr das Christkindlein etwas besonders Großes geschenkt, in dem Beruf, als Missionschwester in das dunkle, finstere Heidenland hinaus zu ziehen und den armen, schwarzen Kindern ein Weihnachtstropfenlein aufbauen zu helfen. Und nun war sie draußen, und nun war es Weihnachten — ach, und nun lag ihr doch das Herz so schwer in der Brust — und gar keine rechte Weihnachtsfreude wollte hinein dringen.

Wie sollte man auch richtig Weihnachten feiern können in diesem heißen Lande, bei glühendem Sonnenbrand, und ohne den nordischen Tannenbaum? Ach und mit diesen schwarzen, stumpfen Kindern? Wie wenig hatten sie vom Weihnachtswunder begriffen? Schwester Klara hatte sich früher oft schon darüber geärgert, daß unter ihren kleinen Schülerinnen in der alten Heimat manche eine gewesen, die für ein Christkind erstaunlich unwissend sich zeigte — aber wie waren sie trotzdem den kleinen armen Schwarzen hier voraus im Verstehen der Heilswahrheiten! Die dümmsten Antworten hatte sie heute wieder erhalten. — Und was die Weihnachtslieder betraf, so war's nach ihrer Meinung erst recht ein Jammer damit!

Na, vielleicht würde sie auch noch einmal so genügt am wie ihre Mitgeschwestern hier, die sie allen Eines über die musikalischen Leistungen der schwarzen Kinder freuten, ja geradezu behaupteten, das Negervolk habe eine besondere Vorliebe für Gesang und Musik. Schwester Klara ahnte eben nicht, daß ihr verflimmtes und beschwertes und Gemüt ihr Urteil über die Schwarzen beeinflusste.

Gut nur, daß sie in ihrer geistigen Not immer inständiger um des Christkindleins Hilfe bat, um ein trübliches Gloria für ihr erstes Weihnachtsfest im Heidenlande.

Und nun war der hl. Abend gekommen. Die gewohnte heimliche Tanne fehlte zwar — aber einen lichterbestigten Baum gab es doch und das Kripplein stand unter einem Gezweig. Barmherzige und für die Mission begeisterte Seelen in der Heimat hatten es gestiftet für das erste Weihnachtsfest auf der neuen Station, weit hinaus geschoben bis ins tiefste Heidenland. Wohl war das neue Kirchlein nur ein armetlicher Bau, so recht vergleichbar dem Stalle zu Bethlehem, aber es hatte hellen Lichterschmuck angelegt, so viel ihm nur möglich war, und dicht gedrängt traten die Schwarzen — alle und junge, die zahlreich zu der Feier erschienen waren, in dem heiligen Raum.

Und nun war in der Mitternachtsmesse der Herr selber vom Himmel herabgestiegen, und das Christkindlein hatte unter den Menschenkindern Wohnung genommen. Die Christenherzen fühlten es, und auch durch die der Heiden ging wohl ein ahnungsvoller Schauer. Das Christkind war auch für die Schwarzen Mensch geworden, das Weihnachtswunder galt auch ihnen! Hier galt nicht nur das Lied:

O du trübliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnacht'szeit,
Welt war verloren.
Christ ist geboren,
Freue dich, freue dich, o Christenheit!

Sondern hier mußte man noch hinzufügen:

„Freue dich, auch freue dich, du Heidenwelt! Lobet den Herrn, ihr, alle Heiden, und preiset ihn, ihr alle Völker, ja freuet euch, ihr Heiden mit dem Volke Gottes.“ Wie es klang und sang, wie es jubelte und frohlockte! Wenn's nicht so gewesen wäre, wie hätte Schwester Klara's Herz plötzlich so groß und weit werden, wie so seltsame Hoffnung ihre Seele erfüllen mögen!

Es war wohl schon im Heimatland, im Schoße der Christenheit, Weihnachten feiern zu können; aber es war auch schön und rührend, das hochheilige Weihnachtsfest zum ersten Mal hier in Afrika zu begehen, inmitten der Heidenwelt!

Das ewige Licht geht da hinein,
Gibt der Welt einen neuen Schein,
Es leuchtet wohl mitten in der Nacht,
Aus uns des Lichtes Kinder macht.

Schwester Klara zweifelte durchaus nicht mehr, daß das Christkindlein alle seine unendliche Güte und Freigebigkeit auch hier offenbarte — ja hier vielleicht doppelt, weil ja das arme Kindlein Jesus gerade der Armen und Ärmsten sich am liebsten annimmt. Und wer ist ärmer als ein schwarzes Heidenkind?

Nicht lange mehr, und der Weihnachtstropfen leuchtete hell und heuer über diesem dunklen Lande — Krippe und Kreuz stiegen — und selig der Glaubensbote, der sein Leben und Lieben dem Herrn ganz hingeben durfte — zu dem er gesprochen: „Zähle auch meine schwarzen Brüder zu mir!“

Sah Schwester Klara nicht, wie die Augen der Kinder zu glänzen begannen? — daß ihnen ein Licht aufging — ein Liebesstrahl in ihr Herz gedungen war? Nein, auch in der Christenheit konnte man nicht froher das Weihnachtswunder preisen, als hier unter dem armen, schwarzen Negervolk — sie ahnten die Seligkeit des Lichtes, und sehnsüchtig streckten sie sich ihm entgegen, ob auch vielleicht noch unbewußt.

Fest stand das im Bewußtsein der Schwester Klara — und dankbar preies ihr Herz das barmherzige Heilandshertz, das sie als Arbeiterin in das Heidenland gerufen und sie Weihnachten hatte feiern lassen, als ein Fest seligster Hoffnung.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Vorsehung Gottes.
Von Alban Stolz.

Es war einmal ein Gewerbsmann, und sein Gewerbe wollte nicht recht gehen. Die Kunden wollten nicht zahlen und blieben von wegen des Gedächtnisses an die Schuld weg. Der Hauszins war noch rückständig und der Hausherr hatte schon ein paarmal gescholten und mit „Bettelvolk“ um sich geworfen, und er werde ihnen ihr Sachen auf die Gasse rausstellen lassen, wenn sie in 14 Tagen nicht gezahlt hätten. Zudem hatte es im verwinkelten Sommer fast gar nicht geregnet, so daß der Sester Kartoffel bis 1,20 Mk. kostete und alles gar teuer war und die reichen Leute viel jammerten darüber und die Armen Not litten. Darüber wurde der Mann gar sehr trübsinnig; er klagte bitter über sein Elend, so daß man es fast gar nicht hören konnte und manchmal ganz erschreckte; denn er ließ vielmal bedenkliche Reden fallen, als wollte er seinem elenden Leben ein Ende machen. — Die Frau war ein rechtchaffenes Weib mit einem festen, mannhaften Sinn; denn sie hatte Religion. Sie suchte dem Mann in seiner Trübseligkeit zureden und ihn aufzumuntern, und wenn sie auch selber innerlich gedrückt war, so zeigte sie es auswendig nicht, um den Mann nicht noch ganz in Kleinmütigkeit versinken und versinken zu lassen. Aber alles umsonst. — Einmal saß aber auch die Frau ganz langweilig am Tische und rührte kein Essen an und wollte nicht reden. Der Mann hatte sie noch nie so gesehen und es begehrte ihn zu wissen, was mit ihr sei? Die Frau wollte zuerst gar keine Antwort geben; da aber der Mann ihr keine Ruhe mit Fragen ließ, sprach sie endlich: „Ich habe eben heute nacht einen gar traurigen Traum gehabt; es hat mir geträumt, unser lieber Herrgott sei gestorben, und alle Engel seien mit der Leiche gegangen und haben dabei Flöre getragen und gar bitterlich dabei geweint, und auch mir hat es schier das Herz abgedrückt, daß Gott sterben hat müssen, und es liegt mir jetzt noch schwer auf der Seele.“ — „Dummheiten“, sagte der Mann, „wie kannst Du denn so etwas denken? Kann denn Gott sterben?“ Da wurde das Antlitz der Frau fröhlich, und es war, wie wenn ein Sonnenblick aus ihren Augen silberig leuchtete. Sie nahm beide Hände des Mannes in ihre beiden Hände, sah ihm mit frommer Freundlichkeit ins Gesicht und sprach: „Also lebt er noch, der alte Gott?“ Verwundert über die seltsame Rede seiner Frau, sagte der Mann: „Ja freilich lebt Gott noch, wie kannst Du nur so kindisch reden?“ — Da schaute die Frau noch fester und tiefer dem Mann in seine scheuen und verworrenen Augen und sagte: „Ei nun, wenn der alte Gott noch lebt, der nämliche Gott, der schon 40 und 50 Jahre lang bis auf diese Stunde uns erhalten hat, warum willst Du denn verzagen und kein Vertrauen mehr zu ihm haben? — Wie er nicht gestorben ist, so ist er auch nicht anders geworden, und wie er für uns gesorgt hat, als wir alle zwei unmündige Kinder waren, so sorgt er noch heute für uns und für unsere unmündigen Kinder. Tue ihm doch nicht die Unehre und die Sünde an, daß du Mißtrauen gegen den lieben Gott habest.“ — Und wie das Weib so dem Manne zuredete, so redete ihm Gott auch innerlich zu, und es zerteilte sich in seiner Seele das Gewölke der schweren, finsternen Gedanken, und er fing nach langer Zeit zum erstenmal wieder an zu lächeln und sprach: „Ja, Frau, Du hast recht; Du bist geistlicher und christlicher als ich; ich will jetzt und in Zukunft mehr auf Gott hoffen.“ — So tat er dann auch, und sein Vertrauen ist nicht verschwunden geworden.

Erinnerung an die Kindheit.

Alban Stolz erzählt: Da ich diesen Herbst (1875) in meiner freien Zeit auf den Höhen und den

Talgründen des Schwarzwaldes amhergewandert bin und Leib und Seele in der Vergluth gebadet habe, kehrte ich einmal in der Frühe in einer Kirche ein, wo gerade Gottesdienst gehalten wurde, und stellte mich oder kniete an des Höllners Platz. Da sangen sie den Messgesang vor der Kommunion, wo es heißt:

„Nicht würdig bin ich Armer,
Mich deinem Tisch zu nah'n
Du aber siehst, Erbarmender,
Mein Sehnen gnädig an.“

Ich glaube deinem Worte,
Vergebung ist bei dir,
Und offen steht die Pforte
Der Seligkeit auch mir.“

Diese tröstlichen Worte und ihre schöne Melodie habe ich vor langen Jahren, wo ich ein schwächliches Studentlein war, manchmal singen hören und habe sie besonders lieb gehabt. Und wo ich sie jetzt wieder höre, haben sie gar süß und lind meine Seele aufgeweicht, wie wenn mitten im harten Winter ein warmer Oberwind kommt und das Wetter aufgeht und es einen innerlich anweht, als komme schon der Frühling.

Wenn einer auch schon lange in dem Alter steht, wo um das Herz eine raue Rinde sich gelegt hat und nicht mehr so leicht einen etwas rührt, wie in jungen Jahren: so übt das oft noch große Gewalt, wenn man wieder sieht oder hört oder tut, womit in der Kindheit die Seele umgegangen ist; es regt sich innerhalb etwas, das schon lang in Vergessenheit begraben war, als wollte es von den Toten auferstehen. Bist du ein Katholik von Geburt aus und beist schon lange nicht mehr oder schleppst nur ein seltenes dürftiges Gebet wie eine unliebe Last aus Gewohnheit mit: so lehr einmal in Gedanken zurück in deine frühe Jugend, wo mit euch Kindern die Mutter zu Morgen und zu Nacht gebetet hat und dich gelehrt und angehalten hat, nie das Gebet zu vergessen. Ist es dir denn jetzt wohler und bist du selber besser geworden, seitdem es dir zu viel ist und du nicht mehr beist? Sieh, es gilt auch in solchen Dingen der Spruch des Heilandes: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht eingehen in das Reich Gottes.“

Rehre wieder zurück zu der Übung deiner Kindheit; du erfreuest deine eigene verstorbene Mutter und wirst ihr wieder näher gerückt; vielleicht wird es auch sonst besser mit dir, und es wird dich gewiß nicht gereuen in der Stunde deines Absterbens.

Für die lieben Erstkommunikanten.

Zwei Apostel.
(Schluß.)

Der weiße Sonntag rückte heran. Noch einmal, zum letztenmal vor dem glücklichen Tage, dem sie entgegen gingen, hatte der würdige Pfarrer die Kinder um sich gesammelt und Worte der Liebe und Mahnung an sie gerichtet. Paarweise wie sie morgen im Zuge gehen sollten, waren sie hinausgeschritten, unsere beiden Freunde als die letzten. Im Portal hielt der Pfarrer sie zurück. „Ihr, meine lieben Jungen, habt mir besonders große Freude gemacht all die Zeit der Vorbereitung“, sagte er. „Mein Herz drängt mich, es euch heute zu sagen, daß der Blick auf euch, auf euren Fleiß und eure Andacht mich oft getröstet und ausgerichtet hat, wenn der Leichtsinne und die Flatterhaftigkeit anderer Kinder mich betrübte. Bleibet so brav, so gesammelt, so andächtig, dann seid ihr eine Freude Gott und den Menschen.“ Er legte, wie segnend, die Hand auf ihre Häupter, seine Hand bebte, tiefbewegt gingen die Knaben heim. Erst nach geraumer Zeit, da sie sich auf freiem Felde sahen, sandten sie Worte für ihre Gefühle. „Wie gut der Herr Pfarrer zu uns war“, begann Andres. „Und wie gerührt mir war fast, als ob er weine“, meinte Mathis. „Ich dachte gar nicht, daß er so viel auf uns geachtet hätte, aber wie glücklich sind wir doch, daß er so zufrieden mit uns ist, ich kann dir gar nicht sagen, wie mein Herz voll Freude ist.“ „Meins

auch“, beteuerte Andres, „o wie schön ist es doch, wenn man ein gutes Gewissen hat und ein reines Herz, ich hätte das auch dem Herrn Pfarrer gern gesagt und wie glücklich ich sei und daß wir immer brav bleiben wollten, aber ich konnte nicht.“ „Ja, so war mir's auch, aber weißt du, Andres, wir wollen es uns jetzt versprechen, jeder dem andern, daß wir das ganze Leben halten, was wir morgen dem lieben Heiland geloben.“ So sprachen die Kinder, indes sie durch das junge, grüne Feld und die milde Luft gingen und sie waren zu Hause, ehe sie daran dachten. Sie ahnten nicht, welches hohe Glück ihrer noch wartete.

Mathisens Mutter kam ihnen schon entgegen. „Komm mit herein, Andres“, lud sie freundlich ein, drinnen ist jemand, der schon eine Weile auf euch gewartet hat.“ Erwartungsvoll folgten die Knaben ihr in die schon festlich blinkende, mit weißem Sande bestreute Stube. Aber wie groß war ihr Erstaunen als sie dort einen Mann erblickten, in dem sie den wilden Rodes erkannten. Aber nicht mehr wild, ganz verändert sah er aus. „Jungens“, redete er sie nach einer Pause an, in der sie vor Bestremden noch kein Wort des Grußes gefunden, „ich wollt euch Glück wünschen für morgen und mich auch bei euch bedanken. Wofür, das kann hier die Mutter euch sagen. Ich —“ er stockte und streckte ihnen seine Hand hin, in die sie beide zugleich einschlugen, denn es war ihnen plötzlich, als sei der Rodes ein alter Bekannter. „Bleibt nur immer so brav, wie ihr heute seid“, sagte dieser jetzt, „mehr kann ich euch nicht wünschen, denn damit habt ihr genug. Adieu denn.“ Damit war er zur Tür hinaus. Die Mutter aber erzählte jetzt den staunend Horchenden, wie ihre frommen Vieder in der Stille der Nacht zu Rodes gedrungen und sein Herz erweicht hätten, daß es wieder zum lieben Gott sich gewandt, den es verlassen und vergessen. Und wie er nun glücklich sei und morgen mit zum Tische des Herrn gehen werde. „Und dein seliger Vater, mein Sohn, hat auch noch sein Teil an diesem Glück, denn der Gedanke, daß du dein Kind sein könntest, hat ihn gehindert, euch anzufallen, wie er zuerst wollte. Er hat in früherer Zeit den Rodes einmal aus einer großen Not gerettet, das wirst du ein andermal hören und so schickt er uns heute einen Gruß vom Himmel zu deinem Ehrentage.“ „Darum war der Herr Pfarrer auch so gut gegen uns“, sagte Andres noch leise zu Mathis, da er nach Hause ging.

Was die beiden an diesem schönen Tage einander gelobt, was sie dem lieben Heiland in der Stunde, da sie ihn zum erstenmal in ihr Herz aufnahmen, versprochen, das haben sie treu gehalten. Als Männer leben sie jetzt hoch geachtet, stets hilfsbereit für alle, noch heute in jener Gemeinde. Die frommen Vieder aber, die sie damals als Kinder so gerne gesungen, sind auch heute noch ihre Freude. Als ich auf einer Reise dort in der Kirche war, fielen die schönen, kräftigen Männerstimmen mir auf. Da ich nach der hl. Messe mit dem Pfarrherrn, einem schon hochbetagten Greise, darüber sprach, lächelte er. „Diese beiden Stimmen, die Sie abwechselnd hörten, haben schon früh noch andere Herzen gerührt“, sagte er nach einer Weile und erzählte mir dann diese Geschichte.

Seht ihr, liebe Kinder, wieviel Gutes aus dem frommen Entschluß des Mathis erwachsen ist, wie der liebe Gott ihn gesegnet. O bedenket auch ihr, wie wichtig eine gute Vorbereitung auf diesen schönsten Tag eures Lebens ist, wie sie den Heiland erfreut und wie er, der göttliche Kinderfreund, sie mit seinen reichsten Gnadengaben segnet! Geht ihm nicht leichtsinnig und flatterhaft entgegen, richtet euer Herz, eure Gedanken darauf, ihm zu gefallen, des hohen Glückes, das euch bevorsteht, immer würdiger zu werden, wie selig werdet ihr dann den Tag eurer ersten hl. Kommunion feiern, wie legenbringend wird er für euer ganzes Leben sein! — Uebrigens habe ich schon einmal gehört, daß ein Kommunionkind durch seine fromme Vorbereitung nicht etwa einen wilden Rodes, sondern gar seinen eigenen Vater, der Gott fremd geworden war, bekehrt hat!



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Anstalten-Druckerei in Fulda.

Nr. 3.

Sonntag den 18. Januar 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist 50 a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zweiter Sonntag nach Erscheinung. — Der katholische Gruß. — Der Eid. — Der verblüffte Advokat. — Höchst wichtig. — Das Brot der lieben Mutter Gottes. — Zu einer Jahrhundertfeier. — Splutter. — Bist du unglücklich worden? — Für die lieben Erstkommunikanten. — Wert's!

Wochenkalender.

Sonntag, 18. Januar, 2. nach Erscheinung.
Montag, 19. Jan., Genuß, Martyrer.
Dienstag, 20. Jan., Fabian und Sebastian, Mart.
Mittwoch, 21. Jan., Agnes, Jungfrau und Mart.
Donnerstag, 22. Jan., Vinzenz, Martyrer.
Freitag, 23. Jan., Mariä Vermählung.
Samstag, 24. Jan., Timotheus, Bischof und Mart.

Zweiter Sonntag nach Erscheinung.

Die Hochzeit zu Kana.

Evangel. Joh. 2, 1—11.

In jener Zeit war eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Als es aber an Wein gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: „Sie haben keinen Wein!“ Jesus aber sprach zu ihr: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Da sagte seine Mutter zu den Dienern: „Was er euch sagt, das tut!“ Es standen aber dabeist sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maß enthielt. Jesus sprach zu ihnen: „Füllet die Krüge mit Wasser.“ Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: „Schöpft nun und bringet es dem Speisemeister!“ Und sie brachten es ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher es wäre (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: „Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringeren, du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt.“ Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.

Der katholische Gruß.

Als ich noch ein junger Student war, habe ich einmal einer Katholikenversammlung beigewohnt. All die herrlichen Reden, die ich damals gehört, sind meinem Gedächtnis entfallen; nur ein Wort ist in meiner Erinnerung steken geblieben wie ein Nagel in einem Eisenbrett. Das war der katholische Gruß. Wie auf dem Fruchtacker die Halme beisammen stehen, so drängte sich in der riesigen Versammlung Mann an Mann, und verworrenes Stimmengewirr ging durch die Reihen wie ein Sturm durch die Äste. Plötzlich war aller Lärm wie weggeblasen; ein Redner hatte den Pult bestiegen; alle Augen waren auf

ihn geböhrt, und von jeder Lippe las man die Frage: was wird er zu sagen haben? Mit welchem großen Gedanken wird er seine Rede beginnen? Jetzt öffnet er den Mund und mit sichtlich ergriffener Stimme spricht er laut und feierlich den Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! Und wie ein gewaltiges Echo kommt es zurück aus den dichten Scharen: In Ewigkeit, Amen.

Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit, Amen! Das ist der katholische Gruß, dem die Kirche am heutigen, zweiten Sonntag nach Dreikönig, ein besonderes Andenken weihet; ist ja heute das Fest des Namens Jesu. „Sein Name wurde Jesus genannt“, berichtet der Evangelist. Wir fügen dazu noch den Namen Christus und verbinden beide Namen zu dem gnadenvollen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus!

Daß wir diesen Gruß gern gebrauchen, dazu soll schon das katholische Ehrgefühl uns antreiben. Wie man den Vogel an den Federn, den Soldaten an der Uniform, so erkennt man den Katholiken an diesem Gruß. Ich bin einmal in ein protestantisches Spital gekommen, welches hauptsächlich von Andersgläubigen besucht wird, in das aber bisweilen auch Katholiken sich verirren. Als ich einen großen Krankensaal betreten hatte, ließ sich aus einem der hintersten Betten eine gar helle, liebe Stimme vernehmen: Gelobt sei Jesus Christus; ich trat näher und stand vor einem Knaben, der freudig zu mir sprach: ich bin katholisch! Wie mir doch dieses mutige Bekenntnis wohlgetan hat, das ein Knabe ablegte mitten in einer evangelischen Umgebung! Und er hätte mir gar nicht versichern brauchen, daß er katholisch sei — der Gruß allein wäre schon ein deutliches Erkennungszeichen gewesen.

Gelobt sei Jesus Christus. Dieser Gruß scheint mir auch eine Ehrenschild zu sein dem Heiland gegenüber. Seht ihr denn nicht, wie in unsern Tagen sein Ehrenbild angegriffen und beschmutzt wird? Wie seine Ehrenkrone angelastet und ihm vom Haupte gerissen wird? Gibt es doch eine Menge verirrter Geister, die unserm Heiland die göttliche Natur absprechen, die ihn zu einem gewöhnlichen Menschen herabwürdigen, die ihm mit Plato, Göthe und andern Geistesmännern auf eine Stufe stellen, ja die ihm sogar die geschichtliche Existenz absprechen! Welches katholische Herz, in dem noch ein Funke glüht von Liebe gegen den Erlöser, brennt nicht von Schmerz und gerechter Entrüstung über eine solche schmachvolle Behand-

lung? Nun, du hast Gelegenheit, diese Schuld zu sühnen, diese Beleidigung gut zu machen, diesen Unverstand auszugleichen; gebrauche gern den Gruß: Gelobt sei Jesus Christus, und du hast ein Glaubensbekenntnis abgelegt für deinen Herrn und Meister, du hast dein betrübt Herz erfreut, hast dir Anspruch erworben auf die Verheißung: Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich bekennen vor meinem Vater, der im Himmel ist. (Math. 10, 32).

Vielleicht hast du aber die Ader eines Kaufmanns, dem es vor allem auf den Gewinn ankommt. Wenn du diesen Gedanken zu grunde legst, verschlägt es gar nichts, wirst du gar nicht schlecht dabei fahren, kannst du unbedenklich nach unserm Gruße greifen. Er ist einem Goldstück zu vergleichen, für das du himmlische Schätze dir erkaufst. So oft du diesen Gruß gebrauchst oder auf den Gruß erwidert, ebenso oft wird der Schatzmeister der Kirche, der hl. Vater, die geistliche Vorratskammer öffnen und dir einen Ablass erteilen von jeweils 50 Tagen.

Genießt nun dieser Gruß bereits Bürgerrecht in deinem Hause, so wünsche ich dir Glück; wenn nicht, so verschaffe es ihm. Kann man sich einen schöneren Familiengruß denken? Wenn morgens die Kinder erwachen, sollen sie dir zurufen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Gehen sie abends zu Bett, so sollen sie Abschied nehmen mit: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Wenn die Gatten, die Geschwister, die Hausgenossen einander diesen Gruß entbieten, so ist es jedesmal eine Kundgebung des Glaubens, ein Erweis der Liebe zu Jesus, eine Verbrüderung der Herzen, eine Anwünschung alles Guten. Denn es ist nach den Worten des Apostels fürsten „kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in welchem wir das Heil erlangen sollen“ (Apg. 4, 12.) Vielleicht hast du auch im Gotteshaus das Bedürfnis, deinen Nachbar zu begrüßen. Daß dort ein weltlicher Gruß, wie etwa: guten Tag, oder guten Morgen, nicht am Plage sei, das sagt dir schon dein besseres Selbst; nein, ein heiliger Gruß muß es sein an heiliger Stätte. Mit allem Nachsinnen wirst du aber keinen besseren entdecken als den Gruß zu jenem göttlichen Gast, den das ewige Licht dir kündet, der im Tabernakel wohnt, zu dem auch dein Nachbar gläubig ausblickt, den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus.“

Inbesondere ist aber dieser Gruß den katholischen Geistlichen gegenüber anzubringen. Und

da hat er einen besonders tiefen und heiligen Sinn. Kann doch jeder Priester mit dem Apostel Paulus sagen: „Wir sind Gesandte an Gottes Statt.“ Ja, in jedem Priester erkennt der gläubige Katholik einen Gesandten Gottes, einen Stellvertreter Christi, den sichtbaren, fortlebenden Christus. Da kann dein Glaube die schönsten Triumphe feiern, wenn du über die menschlichen Fehler und Gebrechen, die auch dem Priester anhaften, wegsiehst, einzig und allein die Person Christi in ihm ehrest und aufrichtige Ehrfurcht ihm entgegenbringst durch den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus.“

Ein altes Mütterlein hatte einmal ein wichtiges Anliegen. Herr Pfarrer, sprach sie, wenn ich gestorben bin und in den Himmel komme, und den hl. Petrus sehe und die Engel und die Mutter Gottes und den Heiland selber, was werde ich einmütiges Mütterlein da sagen? Seid nur getrost, erwiderte der Seelsorger, und saget ganz zuversichtlich: „Gelobt sei Jesus Christus“ — und der ganze Himmel wird antworten: In Ewigkeit, Amen. Der Burgpfarrer.

Der Eid.

Vor Jahren befand sich ein Geistlicher in einer Gesellschaft zugleich mit mehreren höheren Gerichtsbeamten. In der Unterhaltung wandte sich einer derselben an ihn mit den Worten: „Herr Pfarrer, wollen Sie uns Richtern einen Gefallen tun?“ Als der erstaunte Priester dies bejahte, fuhr er fort: „Predigen Sie jedes Jahr einmal über die Heiligkeit des Eides!“

Der Meineid ist in unserer Zeit zu einer Landplage geworden. Das sehen nicht zum wenigsten die Richter ein. Man belehrt und warnt die Schwörenden. Man sperrt die Meineidigen jahrelang ins Zuchthaus. Wie kundige Männer aber versichern, nimmt die Zahl der falschen Eide eher zu als ab.

Freilich ist auch die heutige Rechtspflege nicht ganz unschuldig an diesem Mißstand. Bei jeder Kleinigkeit verlangt sie Eide, oft in großer Zahl. Zudem hat sie den Eid jeder Feierlichkeit und jeder religiösen Zeremonie entkleidet. Vor Kreuzigung und brennenden Kerzen würde sich mancher doch wohl besinnen, falsch zu schwören. Bei der geschäftsmäßigen Form, wie man heutzutage den Schwur abnimmt, kommt es dem Menschen nicht mehr recht zum Bewußtsein, daß er bei seinem allmächtigen Richter schwört.

Tropdem ist und bleibt der Eid eine heilige Sache. Du ruffst dabei Gott zum Zeugen an. Du sprichst: „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden.“ Damit stellst du dich in Gottes Gegenwart. Gleichsam unter seinen Augen willst du deine Aussagen machen. Du bekenntest, daß Gott allwissend ist, daß er also auch weiß, wenn du die Unwahrheit sagst; du bekenntest, daß er allmächtig ist, daß er dich wegen deines Frevels auch zur Rechenschaft ziehen kann. Du forderst seine Rache geradezu heraus, wenn du es wagst, trotz dieser feierlichen Anrufung die Unwahrheit zu sagen. Ein Christenherz muß doch etwas fühlen bei diesen Worten.

Die Eidesformel schließt: „So wahr mir Gott helfe und sein hl. Evangelium.“ Wer also unter dieser Versicherung die Unwahrheit sagt, verzichtet auf Gottes Hilfe, will vom hl. Evangelium nichts mehr wissen. Er sagt sich damit feierlich von Gott los und gibt sich dem Teufel preis.

Der Schwörende hebt drei Finger in die Höhe um seinen Glauben an die allerheiligste Dreifaltigkeit auszudrücken. Alles, was heilig ist, wird ihm also vor Augen geführt. Wer sich da noch unterfängt zu lügen, muß doch schon ein ganz verkommener Mensch sein.

Aber Gott läßt seiner nicht spotten. Schreckliche Beispiele werden erzählt, wie er den Meineid schon auf Erden straft. In Eisenberg in der Pfalz wird in der protestantischen Kirche als warnendes Beispiel eine menschliche Hand aufbewahrt. Sie soll von einem Förster stammen, der einen Meineid geschworen hatte. Nach dessen Tode wuchs die Hand immer wieder zum Grabe heraus, sodaß man sie schließlich vom Arme loslöste.

Der Allmächtige straft nicht immer sichtbar in dieser Welt, sonst müßten in vielen Kirchen solche Hände liegen. Aber stets bleibt wahr sein Wort: „Der Fluch soll kommen in das Haus des falschen in meinem Namen Schwörenden, und er soll bleiben im Haus und es verzehren, Holz und Stein.“

Wirft du also vor Gericht geladen, legt man dir einen Eid auf so kannst du ihn mit gutem Gewissen

leisten. Er ist erlaubt. Aber mache nicht, daß Gottes Fluch über dich komme, weil du frech seinen heiligen Namen gelästert! Für dein Seelenheil wäre dies sehr verhängnisvoll. Ein Meineid ist schwer gut zu machen. Laß dich auch nicht durch einen zeitlichen Vorteil zu einer falschen Aussage bewegen! Der Schrecken eines bösen Gewissens wird durch keinen Gewinn aufgewogen. Befolge vielmehr die Warnung: „Du sollst schwören in Wahrheit, recht und gerecht!“

Höchst wichtig!

Die vollkommene Reue.*)

Die vollkommene Reue oder Liebesreue hat die wunderbare Kraft, daß sie die Seele sofort von der Todessünde reinigt, den Sünder mit Gott versöhnt und in den Gnadenstand versetzt. Das Konzil von Trient erklärt: „Die vollkommene Reue, die Reue aus Liebe zu Gott, rechtfertigt den Menschen und versöhnt ihn mit Gott schon vor dem Empfange des Bußsakramentes.“ Jedoch ist zu beachten: Mag man nach der Sünde auch vollkommene Reue erweckt haben, so muß man diese Sünde in der nächsten Beicht dennoch bekennen, obwohl die Seele durch die wahre Liebesreue von jener Sünde schon gereinigt wurde; denn die wahre Liebesreue schließt die Absicht in sich, alles zu erfüllen, was Gott von uns zur Veröhnung verlangt, also auch zu beichten. Die Liebesreue macht also die Beicht nicht überflüssig. Nur im Notfall, wenn du nicht mehr beichten kannst, ersetzt sie die Beicht vollständig. Die Liebesreue wird so zum Rettungsanker, zum goldenen Schlüssel für viele.

Wie viele Menschen werden tagtäglich von einem plötzlichen Tode überrascht! Es sind ihnen nur einige Minuten oder Sekunden zur Vorbereitung auf den Tod vergönnt. Wie furchtbar, wenn sie im Zustande der Todessünde vor den Richterstuhl Gottes treten müssen! Wenn sie aber diese Augenblicke wenigstens benutzen zur Erweckung der vollkommenen Reue, dann sind sie gerettet für die Ewigkeit. Ziehe daraus die notwendigsten Konsequenzen für dich und für andere. Erwecke oft, wenigstens jeden Abend vor dem Schlafengehen, vollkommene Reue! Du weißt nie, ob du nicht während der Nacht vor den Richterstuhl Gottes gerufen wirst.

Solltest du aber einmal das Unglück haben, in eine schwere Sünde zu fallen, suche dich sobald als möglich wieder mit Gott auszuöhnen durch eine vollkommene Reue und den baldigen Empfang des hl. Bußsakramentes. Ohne den Gnadenstand sind alle deine Werke verdienstlos für das ewige Leben. Erwecke vollkommene Reue in der Todesgefahr, besonders wenn sie plötzlich kommt und du keine Gelegenheit mehr hast, zu beichten. Bete sie aber auch dem Nächsten vor, wenn er in Todesgefahr ist, mag er gebrechelt haben oder nicht, katholisch sein oder nicht. Wer die Beichte nicht kennt, für den genügt es, daß er den Willen hat, das zu tun, was Gott von ihm verlangt.

Wie unverständig handeln da manchmal die Leute! Sie schreien und jammern, laufen nach dem Arzte, nach Wasser, nach einem Hausmittel, während der Sterbende die letzten Jüge tut, und ach! vielleicht ist niemand da, der sich der armen unsterblichen Seele erbarmt und sie durch Vorbeten der vollkommenen Reue vielleicht noch für die Ewigkeit rettet.

Wegen dieser hochwichtigen Bedeutung der Liebesreue pflegte der berühmte Kardinal Franzelin zu sagen: „Könnte ich als Prediger die Länder durchziehen, von nichts würde ich öfters predigen, als von der vollkommenen Reue.“

Du kannst sie aber auch ganz kurz erwecken. V. B.: „O Jesus, mein gekreuzigter Heiland, du hast mich geliebt bis in den Tod und ich bin so

*) Von L. Büttke, „Geistl. Bergheimnichte“ für arisl. Seelen.

undankbar gewesen und habe dich durch mein Sünden so schwer beleidigt. Doch siehe, ich bereue sie von ganzem Herzen aus Liebe zu dir!“ oder: „Dich liebt, o Gott, mein ganzes Herz, und dies ist mir der größte Schmerz, daß ich erzürnt dich, höchstes Gut; o mach mich rein in deinem Blut!“ oder: „Mein Gott, ich liebe dich über alles und aus Liebe zu dir bereue ich alle meine Sünden.“ Ja, du kannst selbst im Herzen, ohne ein Wort zu sprechen, die vollkommene Reue erwecken; nur müßten dir wenigstens die begangenen schweren Sünden von Herzen leid sein aus Liebe zu Gott, worin natürlich der Vorsatz eingeschlossen ist, dieselben nicht mehr zu begehen und die nächste Gelegenheit zur schweren Sünde nach Kräften zu meiden, der verübten Unrecht und gegebenes Vergerniß nach Kräften wieder gut zu machen.

Ein Seelsorger, der eine Broschüre über die vollkommene Reue geschrieben hat, erzählt darin von sich selbst: „Ich bin selbst einmal in einer gefährlichen Todesgefahr gewesen — das Ganze dauerte nur 8–10 Sekunden, so ein halbes Vaterunser lang. Aber in dieser kurzen Zeit habe ich gar vieles denken können und auch wirklich gedacht, ja mein ganzes vergangenes Leben blitze unsagbar schnell an meiner Seele vorüber, sogar, was nach meinem Tode sein würde, und das alles in dem knappen Vaterunser lang. — Was ich aber in dem fürchterlichen Augenblicke zuerst gedacht habe, das war, wie es nach dem Katechismus Pflicht eines jeden Christen in Todesgefahr ist, ein Ausschrei und Hilfschrei zu Gott um Reue und in Reue. So ist's mir selber ergangen am 20. Juni 1886, und daher mag es kommen, daß ich erst recht die vollkommene Reue liebe und schätze und ihre Kenntnis und Wertschätzung, soviel ich kann, auch bei anderen zu verbreiten suche.“ (Driesch, „Die vollkommene Reue“ Seite 36.)

Die wahre übernatürliche Reue schließt den aufrichtigen Willen in sich, verübtes Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen (z. B. gegebenes Vergerniß, verübten Schaden, und für die Zukunft die Sünde und die nächste Gelegenheit zur Sünde zu meiden. So sind Vorsatz und Genugtuung mit der wahren Reue schon gegeben, wenigstens dem Willen nach. Wer seine Sünden wahrhaft bereut, wird aber auch bereit sein, dieselben aufrichtig zu bekennen, weil Gott dies von ihm verlangt nach der ausdrücklichen Lehre der Kirche.

Das Brot der lieben Mutter Gottes.

Der Vater des kleinen armen Jakob war vor Elend gestorben. Sechs Monate später erlag auch seine Mutter der großen Not und dem schweren Kummer um den geliebten Gatten. Als sie bereits mit dem Tode rang, fiel ihr sterbender Blick auf ihr Eßbrot, das an ihrem Lager stand. „Lebe wohl,“ sagte sie, „mein teures Kind; das Einzige, was mich in diesem Augenblick ängstigt und mir das Scheiden aus dieser Welt schwer macht, ist der Gedanke an deine Zukunft. Was soll aus dir werden? O du armes, armes, verlassenes Kind! Ach, daß ich doch dich mitnehmen dürfte! Bleibe brav, und wir werden uns im Himmel wiederfinden!“

So war Jakobchen allein geblieben. Er war erst sieben Jahre alt. Eine barmherzige Nachbarin erbarmte sich des verlassenen Kleinen, nahm ihn in ihr Haus auf und gedachte Mutterstelle an ihm zu vertreten. Sie pflegte ihn mit aller Liebe und Sorgfalt. Indes der Knabe wollte nicht roh werden. Seine Gedanken weilten bei den hingeshiedenen lieben Eltern, sein Herz sehnte sich nach Vater und Mutter, und nichts auf Erden konnte ihm dieselben ersetzen.

„Im Himmel,“ sprach das Kind zu sich selbst, „im Himmel muß es schön sein, denn Vater und Mutter haben mich, den sie doch so lieb hatten, verlassen, um in den Himmel zu gehen. Dort hat man gewiß alle Tage zu essen, im Himmel triert man sicher nicht und zittert nicht vor Kälte.

Warum haben sie mich nicht mitgenommen! O könnte ich doch wieder bei ihnen sein! — So jammerte der Kleine fortwährend. Eines Tages nun, als er wieder so heißes Verlangen nach den Eltern hatte, beschloß er, sie im Himmel aufzusuchen. Er machte sich also auf den Weg. Wohin? Das mußte er selbst nicht. Er schlug den ersten besten Weg ein und gelangte nach mehrstündigem Marsch in einem Dorfe an, wo er ganz erschöpft an der Türschwelle des ersten Hauses ohnmächtig niedersank. Ueber der Tür des Hauses stand eine Muttergottes-Statue; es war das Pfarrhaus.

Als Jakob wieder zu sich kam, begann er so laut zu schluchzen und zu weinen, daß es der Pfarrer in seinem Zimmer hörte. Er trat aus der Tür und fand den ganz erschöpften kleinen Wanderer.

„Wer bist du, armes Kind? Wo kommst du her, wo willst du hin?“ fragte teilnehmend der Seelsorger.

„Ich bin der kleine Jakob,“ antwortete er mit matter Stimme. „Mein guter Vater und meine liebe Mutter haben mich allein gelassen. Sie sind in den Himmel gegangen und die Mutter sagte mir, als sie weg ging, im Himmel fänden wir uns wieder. Nun will ich sie suchen.“ „Sag mir nur, wo ich den Himmel finde! O ich bin so müde; ich bin schon gar weit gegangen.“

„Komm mit mir, lieber Kleiner, wir wollen zusammen den Weg dorthin aufsuchen,“ sprach tiefbewegt der Pfarrer und führte ihn mit sich ins Haus.

Mit väterlicher Liebe nahm der gute Seelsorger sich des verlassenen Knaben an und freute sich recht oft über dessen Einfalt und Lebenswürdigkeit. O wie glücklich fühlte sich Jakob im Hause des guten Pfarrherrn, allein der Gedanke an seine lieben Eltern im Himmel verließ ihn auch da nicht. „Herr Pfarrer,“ sprach er eines Tages, „wo ist denn der Himmel? Du wolltest mich ja dahin führen, du hast es mir versprochen.“

„Bete recht inständig zum lieben Gott, mein gutes Kind,“ sprach der Pfarrer, „und er wird dich den Himmel finden lassen, wenn du recht fromm und brav bist.“ — Jakob ließ sich's gesagt sein. Er betete gar fleißig, einen großen Teil des Tages verbrachte er in der stillen Dorfkirche. Besonders gern wollte er vor dem Bilde der lieben Mutter Gottes mit dem Jesuskindelein auf dem Arme; das erinnerte ihn so lebhaft an seine Mutter. Das war schon sehr alt und kein Meisterstück, die Gesichter sahen blaß und abgemagert aus und Jakob empfand inniges Mitleid mit Maria und ihrem lieben Kind, die beide so ausgehungert aussahen. In seiner kindlichen Einfalt fiel ihm einmal ein, die hl. Jungfrau sei so blaß und mager, weil sie nichts zu essen habe. Bei diesem Gedanken traten ihm die Tränen in die Augen, denn er dachte an die Krankheit und Not seiner eigenen Mutter. Er eilte nach Hause; sein Entschluß war gefaßt: am andern Morgen als er nur die Hälfte seines gewöhnlichen Frühstücks; dann eilte er mit der anderen Hälfte zur Kirche und legte sein Butterbrot zu den Füßen der Gottesmutter nieder, indem er sprach: „Nimm es nur, liebe Mutter Gottes, und ich und auch dem Jesuskindelein davon. Ich habe es nicht gestohlen, nein, ich hab' mir selbst es abgebrochen, es ist die Hälfte von meinem Frühstück; ich will dir jetzt jeden Tag so viel bringen.“ Darum entfernte er sich.

Als er des Nachmittags wieder in die Kirche kam, war das Brot verschwunden, und er war voller Freude, daß die liebe Mutter Gottes seine Gabe nicht verschmäht hatte. Von der Zeit an brachte Jakob jeden Morgen die Hälfte seines Frühstücks, und richtig war am Nachmittage das Butterbrot verschwunden. — Aber trotzdem sahen Maria und das Jesuskind immer noch so bleich und Elend aus. Das ging dem Knaben doch sehr zu Herzen und er bellagte sich darüber bei seinem Wohltäter.

„Herr Pfarrer,“ sagte er betrübt, schon viele Tage teile ich mein Frühstück mit der lieben Mutter Gottes in der Kirche, weil sie so mager ist und gewiß Hunger leidet, aber immer will sie nicht besser aussehen. Wie mag das doch sein? Sie wird wohl vor Hunger krank sein.“

„Aber das tote Bild kann dein Brot nicht essen.“

„Ja, ja, sie ißt alles, was ich ihr bringe.“

Der Pfarrer, welcher sich Gewißheit über den sonderbaren Vorgang verschaffen wollte, sagte seinem Schützlinge, er möge nur fortfahren, seine Gabe zu den Füßen der Himmelskönigin niederzulegen; es werde sie gewiß freuen. Am nächsten Morgen setzte sich der Pfarrer in den Beichtstuhl von wo aus er das Bild gerade vor Augen hatte. Es währte nicht lange, nachdem Jakob sich aus der Kirche entfernt hatte, da öffnete ein kleiner Knabe die Kirchentür und näherte sich leisen Schrittes dem Bilde, kniete sich dort nieder und nachdem er kurze Zeit still und andächtig gebetet hatte, erhob er sich, nahm mit einem Dankesblick auf das Bild das Butterbrot, lästete es, verbara es unter seinen Kleidern und wollte sich eilig entfernen. Da trat plötzlich der Pfarrer aus dem Beichtstuhl und hielt den Kleinen an. Dieser blieb stehen und rief mit zitternder Stimme: „O ich bin kein Dieb; ich bin bloß gekommen, das Brot zu holen, das die liebe Mutter Gottes mir alle Tage gibt.“

„Aber wie weißt du denn, daß die liebe Mutter Gottes dir das Brot gibt?“ fragte der Pfarrer.

Mit weinerlicher Stimme antwortete der Knabe:

„Ach, ich ging von Tür zu Tür, mir Brot zu betteln, denn ich bin gar sehr arm und habe niemand, der sich meiner annimmt. Die Leute wiesen mich unbarmherzig ab, und fast wäre ich vor Hunger gestorben, da trat ich hier in die Kirche und bat die liebe Mutter Gottes, mir doch zu helfen, daß ich nicht verhungern müsse; und als ich ausblickte, lag zu den Füßen der Mutter Gottes da ein Butterbrot. Seit der Zeit komme ich täglich hier, und jeden Tag schenke sie mir wieder das Brot.“

Jakob hatte also wirklich in diesem Bilde den Heiland genährt und auf diese Weise den Weg zum Himmel gefunden.

Der gute Pfarrer aber nahm sich auch dieses armen Kostgängers der lieben Mutter Gottes mit väterlicher Liebe an und trug Sorge, daß derselbe in eine Erziehungsanstalt für verlassene Waisenkinder aufgenommen wurde. Ebenso sorgte er für den kleinen Jakob, der den Himmel suchte.

O gütigste Jungfrau Maria, es ist noch nie gehört worden, daß einer, der seine Zuflucht zu dir nahm und dich um Hilfe anflehte, von dir verlassen worden sei!

Zu einer Jahrhundertfeier.

Eine Neuerscheinung der ansprechendsten Art tritt uns in dem schon in dritter Auflage herausgegebenen Jesuitenkalender 1914 entgegen. „Eine Jubiläumsgabe zur Jahrhundertfeier der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu, dem katholischen Volke in dankbarer Dargeboten von Priestern der Gesellschaft Jesu“ betitelt sich der in eleganter Ausstattung erscheinende Band. Was hier auf zirka 200 Seiten an Lesenswertem, Bildendem, Aufklärendem geboten wird, übertrifft, soweit unsere Kenntnisse reichen, alles bisher erschienene auf dem Gebiete der Volkskalender-Literatur. Nicht weniger als 57 Illustrationen und 11 Kunstblätter sind der Ausgabe beigegeben. Der Preis von 1 Fr. muß sowohl rücksichtlich des Inhaltes als bezüglich des Umfangs und Bildschmuckes der Schrift als ein ganz ausnahmeweiser bezeichnet werden.

Um aus dem reichen Inhalte des Jubiläumskalenders nur ein Beispiel herauszunehmen: ein wahres Kleinod, ein Muster feiner, lebendiger Erzählungskunst bildet die ergreifende Geschichte zweier isländischer Knaben Konni und Ranni, die uns der Isländer und Jesuitenpater Evansson als Episode aus seinem eigenen bewegten Leben mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung, mit einer Herz-

lichkeit und Tiefe des Gemütes vor Augen führt, die kaum ihresgleichen kennen. Dazu werden wir in das Leben der Gesellschaft Jesu, dieses heiligen Ordens und doch so glanzvoll und überaus segensreich wirkenden Ordens der katholischen Kirche, durch Wort und Bild eingeführt. Wir lernen den Jesuiten kennen in den Anfängen seines Ordenslebens, wir begleiten ihn durch die langen Jahre seiner rastlosen Studien, wir folgen ihm endlich mit erwartungsvollem Blick auf das unermessliche Erntefeld seiner Tätigkeit. Bald ist die stille Stube des nimmermüden Gelehrten, bald die volkumdrängte Kanzel des unerschrockenen Missionärs, bald sind es die dunklen Urwälder des sonnendurchglänzten Afrika, bald die starren Eisfelder des Nordens und die palmumrauschten Gestade des indischen Ozeans, bald die erdlosen, schweigenden Pampas Südamerikas und die gewerbetreiben, farbenfrohen Städte des Mikos, die als Schauplätze der unermüdbaren Tätigkeit und des nieversiegenden Eifers der Jünger des Heiligen von Loyola vor unseren gespannten Blicken vorbeiziehen.

Und alle diese Triumphe des katholischen Glaubenslebens, diese staunenswerten Erfolge eines sich selbst verzehrenden Opfersinnes werden mit solcher Schlichtheit und Einfachheit dem Verständnis des geneigten Lesers enthüllt, daß man nicht weiß, ob man mehr die zurückhaltende Bescheidenheit dieser Ordensmänner oder die Größe ihrer Tatkraft bewundern soll.

Wir möchten den herrlichen Volkskalender auf keinem katholischen Familientisch missen.

Der verblüffte Advokat.

Jugendwo in einer Stadt lebte ein Advokat, der, einer Bremse oder Hornisse ähnlich, alles Katholische umschwirrte und mit Spott und Hohn, mit Lüge und Verleumdung verfolgte. Der katholische Geistliche und die Beichte standen auf dem Programm jenes Religionspöters und Pfaffenfeindes obenan. Einst es war in der heiligen Fastenzeit, klopfte's an der Türe des Geschäftszimmers des erwähnten Advokaten. Auf den Ruf „Herein!“ öffnete der so oft geschmähte, verhöhnte und verleumdete Pfarrer die Türe und tritt grügend herein. Verblüfft erhebt sich der Advokat, geht dem Pfarrer einige Schritte entgegen und spricht: „Was wäre gefällig?“

Darauf erwidert in ernstem, feierlichem Tone der würdige Seelsorger: „Ich übergebe hiermit 300 Mk. Restitutionsgeld. Sie haben die Wiedererstattung dieser Summe einzig der von Ihnen schon so oft geschmähten und gelästerten Beichte zu verdanken. Was kein Paragraph Ihres Strafgesetzbuches, was kein Justizbeamter und kein Gefängnis vermocht hätte, das vermochte, wie Sie sehen, die Beichte. Möchten Sie darum dieses hl. Institut, schon um seiner Folgen und Wirkungen, um seines Vorteils und Nutzens willen nicht verschmähen, um so weniger, da Sie getaufter Katholik sind, entschieden gläubige Eltern haben und dem Sakramente der Buße gegenüber ernste Verpflichtungen haben. Nehmt Sie der liebe Gott!“

Voll Staunen und Verwunderung sah der Advokat bald den Geldbrief an, bald die Türe, durch die der Pfarrer verschwunden war. Er war wie vom Himmel gefallen, er wußte nicht, wie ihm geschah.

Sastig reißt er den Brief auf und zählt die Banknoten, es sind wirklich 300 Mark. Keine Täuschung! Und um dieses Geld hat mich der Scharke gebracht, den nur die Beichte zum Wiedererhalt bewegen konnte! —'s muß doch was an der Beichte sein!“

Jawohl ist was dran und noch Größeres als 300 Mark hängt dran, Himmel und Hölle hängen dran für Millionen Seelen.

Von jener Zeit an hatte der erwähnte Advokat nie mehr über Beichte und Priester losgezogen; ja, er kam bisweilen in die Kirche und auf die nächste Ostern hat er seinem Pfarrer am hellen Tage gebeichtet; denn wenn einmal von dieser Sorte sich einer auf solchen Kulak hin zum Beichten versteht, so ist's ihm ernst.

Splitter.

Die Menschen können uns durch ihren Schatten etwas zeigen wie die Sonnenuhren.

Große Sacke näht man nicht mit Seide zu.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort:
Eine Hand voll wirft zum Tor hinaus,
Ein Berg wird's vor des Nachbarn Haus.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Willst du unglücklich werden?

Vor zwei Jahren kam ein junges Mädchen zu ihrem Seelsorger und eröffnete ihm schüchtern, daß es Dispens haben möchte, denn es wolle den Vöcher Franz, einen protestantischen Burschen, heiraten. Der Pfarrer merkte sofort, daß da alles Burethen nichts mehr helfen werde und daß die Sache der Agnes, so hieß das Mädchen, schon entschieden sei. Dennoch glaubte er als Seelsorger seine Pflicht erfüllen zu müssen und machte das Mädchen auf alle Folgen eines solchen Schrittes aufmerksam. Zuletzt stellte er mit ernster Miene die Frage an das Mädchen: „Willst du mit Gewalt unglücklich werden?“ Agnes war verlegen und drehte ihren Sonnenschirm bald nach links, bald nach rechts und starrte dabei in eine Ecke hinein. Als der gute Pfarrer ausgerebet hatte, da sagte die Heiratslustige entschieden: „Aber, Herr Pfarrer, der Vöcher Franz ist ein hübscher Bursche, und ich muß doch auch etwas für's Auge haben!“

Mit schwerem Herzen holte der Pfarrer die Dispens ein und bald fand die Hochzeit mit großem Gepränge statt. Ein Jahr war vergangen. Da klopfte jemand, als es bereits dunkel geworden war, an der Thür des Pfarrers. Die junge Frau Vöcher trat ein mit einem verbundenen Kopfe und fing an zu heulen und zu weinen. „Was gibt es denn?“ fragte der Pfarrer mitleidig. „Ach Gott, Herr Pfarrer, der Franz hat mich schrecklich geprügelt und hat mir dabei beinahe das rechte Auge ausgeschlagen. Ich bin namenlos unglücklich!“ Der Pfarrer hatte zwar das größte Mitleid mit der armen jungen Frau, konnte sich aber doch nicht enthalten, die Bemerkung zu machen: „So, da hast du jetzt etwas für's Auge!“

Ähnliche Erfahrungen macht wohl jeder Seelsorger. Nun nimm den gesunden Menschenverstand zu Hilfe, laß Einbildung und Leidenschaft beiseite und bedenke folgendes:

Die Ehe ist ein Sakrament, und zwar ein großes Sakrament, wie der Apostel sagt. Die Ehe ist das erste Bündnis, die höchste irdische Freundschaft und Liebe, die es zwischen zwei Menschen geben kann. Darum steht sie, wie der hl. Thomas lehrt, als Bedingung den höchsten Grad der Innigkeit voraus. Schon die vorchristliche Ehe war ein Vorbild der einstigen Verbindung Christi mit seiner Kirche, und so mußte sie offenbar jetzt zu einem wirklichen und wirksamen Nachbilde, d. h. sie mußte zu einem Sakramente im vollen Sinne des Wortes erhoben werden.

Die Ehe ist also ein Sakrament, und zwar ein Sakrament der Lebendigen, welches imstande der heiligmachenden Gnade empfangen werden soll. Darum verlangt die Kirche von den Brautleuten den würdigen Empfang des hl. Bußsakramentes, bevor sie ihren Bund für's Leben schließen. Nun aber wissen wir, daß die Andersgläubigen die Ehe durchaus nicht für ein Sakrament halten, sondern nach Luthers Worten für ein „eitel weltlich Ding!“ Sie hat in ihren Augen kaum mehr Bedeutung, als etwa ein Kaufvertrag, den jemand mit einem guten Freunde abschließt. Der Andersgläubige tritt also ohne gehörige Vorbereitung mit all' den Sünden des vergangenen Lebens an den Traualtar. Dürfen solche Eheleute nicht Glück und Heil von oben erwarten? Was sagt der gesunde Menschenverstand dazu?

Die Ehe ist ferner die innigste Verbindung und Freundschaft. Wie steht es aber mit einer Freundschaft, wenn beide Teile in der Herzens-Angelegenheit, in der Religion, himmelweit auseinandergehen? Wenn die Seitenblasen der Leidenschaft und des ersten Traumes zerplatzen, dann ist es aus mit der innigen Freundschaft in einer solchen Ehe. Wenn noch ein Funken Religion und religiöses Bedürfnis im Herzen des katholischen Teiles wohnt, wie kann er dann glücklich sein, wenn der

andere Teil ganz verschiedene Wege geht und ganz anderen Grundsätzen huldigt und vielleicht verachtet und bespöttelt, was dem Katholiken heilig ist? Der andere Teil wird bald anfangen, es dem katholischen Teile in dieser oder jener Weise bemerkbar zu machen, daß er die Ehe als ein „rein weltlich Ding“ anschaut. Willst du unglücklich werden und eine solche Ehe eingehen? Bedenke ferner, daß man einmal sterben muß. Wie sieht eine solche Ehe aus auf dem Sterbebeite? (Schluß folgt.)

Für die lieben Erstkommunikanten.

Wie ich als Junge einen Drachen besiegte.

Ich war noch jung und klein, so wie ihr jetzt seid. Meine größte Freude war es, mit dem hölzernen Schwert, das mir der Vater gemacht hatte, im Garten herumzuspringen. Dann kam ich mir wie ein Held vor. Ja, ein Held, das wollte ich werden, so einer wie Siegfried. Von dem hatte mir der Vater oft erzählt. Und er sollte ja nicht weit von meinem Heimatort gelebt haben, dort bei Xanten. Oft habe ich auf der Gartentür gesehnen und nach Norden hinüber geblickt. Da sah ich die bewaldeten Xantener Berge. Dort hatte der junge Held also gelebt und Riesen und Drachen getödtet. „Ach, wie schade“, war dann mein Gedanke, „daß die jetzt nicht da sind; ich wollte sie auch schon bekämpfen, wenn ich mal größer und aus der Schule bin.“

Und eines Tages, ich erinnere mich genau, sah ich auch schon wieder auf der Thür, das hölzerne Schwert in der Hand. So gern wollte ich eine Heldentat verrichten. Da fiel mein Blick auf eine große Silberdistel, die der Vater ausgegraben hatte, weil sie den anderen Blumen und Sträuchern mit ihren großen breiten stacheligen Blättern zu viel Licht wegnahm. Die langen Blütenstengel mit ihren großen rötlichen Blütenknospen bewegten sich im Abendwinde hin und her. Da kamen sie mir vor, als wären sie die Köpfe von einem großen Drachen. Die breiten, stacheligen Blätter waren die Flügel des Ungeheuers. „Na“, dachte ich, „jetzt bist du Siegfried und wirst einen großen Drachen töten.“ Im Nu war ich vor der Gartentür und ging los auf den Feind. Ha, wie die Köpfe herunterrollten unter meinem guten Schwerte. Und die Flügel zerschlug ich, daß die Fäden weithin flogen. Und wirklich, ich kam mir wirklich wie ein Held vor!

Nicht lange danach hörten wir auch in der Schule von Siegfried, und wir lasen dann das schöne Gedicht: „Siegfrieds Schwert.“ Das war eine Freude. Ja, und Siegfried hatte anfangs ja auch nur einen Steden gehabt. Daß ihm das leid tat, das konnte ich gut begreifen. Ich hatte auch nur ein Holzschwert. Wie da in der Schmiede die Funken flogen, als Siegfried das Schwert machte. Hurra! Vom letzten Eisenstück machte er ein gutes Schwert. Wie froh er ausruft:

„Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert,
Nun schlag ich wie ein Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld!“

„Ja, Siegfried“, dachte ich, „das glaube ich auch, daß du jetzt ein Held werden kannst, du bist stark und hast ein wirkliches Schwert!“ Da fragte auch schon der Lehrer: „Warum freut sich Siegfried so?“ „Weil er jetzt ein gutes Schwert hat; nun kann er Riesen und Drachen bekämpfen!“ „Richtig“, versetzte der Lehrer, „Siegfried hat auch viele Drachen und Riesen besiegt, das habt ihr schon gehört; aber die größte Heldentat hat er in der Schmiede vollbracht; wer kann mir sagen, worin sie besteht?“ Was schien uns leichter, als das anzugeben. Wie die Finger flogen, jeder wollte antworten. Der Lehrer rief mich. Ich erinnere mich noch gut, wie stolz ich rief: „Er hat den schweren Amboss in den Grund geschlagen!“ Wärdet ihr das nicht auch gesagt haben? Und doch war es nicht richtig! „Ihr wißt es nicht“, sagte der Lehrer, „ich will es euch sagen. Seht, ein Schwert machen; aber das gelingt. Das Eisenstück sprang em-“

drüßes sprang. Was mußte da Siegfried denken!“ „Ich krieg kein Schwert fertig!“ „So ist es“, fuhr der Lehrer fort. Ihr hättet vielleicht den Hammer in die Ecke geworfen und es aufgegeben. Nicht so machte es Siegfried. Er hörte nicht auf die Stimme, die in ihm sagte: „Hör auf, du kannst es nicht!“ Nein, er wollte es können und arbeitete weiter. Allen Unwillen in sich unterdrückte er. Und seht, von der letzten Stange macht er endlich ein Schwert! So wurde sein Fleiß und seine Ausdauer belohnt, das war der Lohn für die Selbstüberwindung. Siegfried hat seinen eigenen Unwillen besiegt, sich selbst besiegt; das ist schwer, das war seine größte Heldentat. Sich selbst bekriegen, hat einst ein berühmter Mann gesagt, ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen aber auch der schönste Sieg. Ihr wollt doch auch gern Helden werden“, sagte dann der Lehrer. O gewiß, das wollen wir! „Riesen und Drachen in Wald und Feld“ fuhr der Lehrer fort, „gibt es nicht mehr. Aber in euren Herzen sind Riesen und Drachen, und die könnt ihr bekämpfen, dann seid ihr Helden wie Siegfried. Die Riesen und Drachen, das sind die bösen Neigungen: Born, Haß, Vagenhaftigkeit, Unehrlichkeit, Faulheit und andere mehr. Wenn ihr diese bekämpft habt, dann seid ihr Helden wie Siegfried; aber der Kampf ist auch sehr schwer. Gebet nicht nach und sagt wie Siegfried: „Ich will!“ Dann werdet ihr es schon fertig bringen!“

Auch mir gingen da die Augen auf. Ich hatte einen schlimmen Drachen in mir, den Jähzorn. Ich mußte daran denken, wie ich den Distelstrauch bekämpfte. Aber noch am selben Tage ließ ich mich wieder von meinem Jähzorn hinreißen. Meine Schwester hatte mich genedt. Vor Born schreiend warf ich den ersten besten Stein nach ihr. Glücklich flog er vorbei! Und da schämte ich mich. Das war also der Erfolg des guten Vorsatzes. Am Abend nahm ich mir wieder fest vor, den Born am nächsten Tage zu unterdrücken. Ach, und ich erkannte so recht, wie schwer es war, sich selbst zu bekämpfen. Wie gut wußte ich, wie schlimm der Born war, wie unglücklich er schon manchen gemacht hatte. Nur zu oft hatte der Vater mir das erzählt.

Und noch oft habe ich mich hinreißen lassen, trotz der guten Vorsätze. Es war so schwer. Aber der liebe Gott hat geholfen und mein beständiges Gebet ist erhört worden. Besonders sorgfältig habe ich über mich während meiner Kommunionzeit gewacht. Sollte der Heiland ein solch schlimmen Drachen finden? Und während dieser Zeit habe ich mit Freuden gefühlt, wie die Heiligkeit merklich nachließ. Der Heiland hat meinen guten Willen gelehrt und mir sicher meine Schwächen verziehen, die ich mir in der Vorbereitung doch zu Schulden kommen ließ. Heute bin ich froh, daß ich als Kind den schweren Kampf geführt habe; wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre! Und das sage ich noch einmal: Sich selbst bekriegen, ist allerdings der schwerste Krieg; aber sich selbst besiegen auch der schönste Sieg!

Merks!

Es ist sehr darauf zu achten, wo man einen gewöhnlich suchen muß, wenn er nicht zu Hause ist, und wenn man ihn doch notwendig haben sollte. Wenn die Mutter einem Kinde bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sagen muß: „Geh schnell hinunter in's Wirtshaus und sage dem Vater, er solle doch so gut sein und schnell heimkommen; es sei jemand da, der habe es eilig“ — dann hat es in dem Hause geseht.

Die Hauptpflicht der Katholiken Deutschlands ist die Unterstützung des Papistensvereins durch Gebet und Almosen.

(Geben nimmt auch die Geschäftsstelle des „Papstvereins“, die Paulaner Missionen, entgegen.)



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.

Gerausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerel in Sulda.

Nr. 4.

Sonntag den 25. Januar 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonetteile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Dritter Sonntag nach Erscheinung. — Unterthanig. — Aus dem Kalender der Woche. — Einige Gedanken zur Neuordnung der Kinderkommunion. — Er betet! — Willst du unglücklich werden? — Für die lieben Eritommunikanten. — Pflege des christlichen Geistes in der Familie.

Wochentalender.

Sonntag, 25. Jan., 3. n. Ersch. St. Familie; Pauli Bekehrung.
Montag, 26. Jan., Polylarp, Bischof und Martyrer.
Dienstag, 27. Jan., Joh. Ebrv'onomus, Bisch. u. Kirch.
Mittwoch, 28. Jan., Raymond, Bekehrer.
Donnerstag, 29. Jan., Franz v. Sales, Bisch. u. Kirch.
Freitag, 30. Jan., Martina, Jungfrau und Mart.
Samstag, 31. Jan., Petrus Nolasus, Bekehrer.

Dritter Sonntag nach Erscheinung.

Fest der hl. Familie.

Evangelium Luk. 2, 42—52.

Unterthanig.

Sei kein wie der Löwe in der Wüste, aufrecht sein wie die Eiche im Walde, unabhängig sein wie der Fürst auf seinem Schloß, das ist der Traum so vieler Menschen von heute, das die Parole so vieler Brauselsprüche, das Sturmlied einer ganzen Klasse, die unter dem Banner der Sozialdemokratie einhermarschieren: kein Gott soll sein und kein Herr!

So wenig ein Haus ohne Fundament, so wenig ein Mensch ohne Lunge, ebensowenig kann eine Gesellschaft bestehen ohne Gehorsam.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist." Das war die Lehre des Heilandes, die er schon zum voraus bekräftigte durch sein Beispiel. Um dem Gehorsam als einen unverrückbaren Eckstein einzufügen in seine Religion, hat er sich selbst einer Familie angegliedert, damit aus jenem heiligen Hause das Beispiel des Gehorsams hinausleuchte in alle Welt.

Das Andenken an diese hl. Familie begeht die kath. Kirche heute, am 3. Sonntag nach Dreikönig.

Jesus, Maria und Joseph — die heiligsten Personen, die jemals gelebt haben in dieser Verbannung. Und doch konnten sie bei all ihrer Pettingkeit und Vollkommenheit des Gehorsams nicht entraten, der allem ein glückliches, heiliches Zusammenleben ermöglicht. Jesus mit seinen Eltern hinab nach Nazareth und war ihnen unterthanig." So berichtet das Evangelium.

Wer war unterthanig? fragt staunend der hl. Bernhard. Gott, sage ich, dem die Engel unterthanig sind, dem die Gewalten und Fürstentümer Folge leisten, war Maria unterthanig und nicht bloß Maria, sondern um ihretwillen auch Joseph. Verne also, o Mensch, lerne gehorchen, lerne, dich zu fügen, lerne, Stand zu folgen. Erörre, du stolze Asche! Gott demütigt sich und du erhebst dich? Gott unterwirft sich den Menschen, und du willst dich sogar wegsetzen über deinen Schöpfer? —

Aber ich weiß eine Ausnahme, höre ich dich sagen, eine Ausnahme, wo dieses göttliche Kind dem Joch des Gehorsams sich entzogen hat. — Da meinst du wohl seinen Aufenthalt im Tempel; ja, dieses Ereignis schwebt mir vor Augen. Jesus weilte drei Tag' im Tempel gegen das Wissen und gegen den Willen seiner Eltern. Darum auch der Schmerz, dem Maria nachher verließ mit den Worten: Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. —

Wie erklären wir nun diesen Widerspruch? diesen Ungehorsam? Schau, ihr habt wohl zu Hause eine Wanduhr. Damit sie aber in der Zeit nicht zu früh und nicht zu spät geht, richtet ihr sie nach der Kirchenuhr; diese wieder wird nach der Bahn oder nach der Post gerichtet. Und sämtliche Uhren werden gerichtet nach einer Zentraluhr, die reguliert wird nach dem Stand der Sonne. — Und so meine ich, daß unter Heiland damals sein Verhalten nicht nach der ersten und untersten Instanz gerichtet habe, sondern nach der höchsten und obersten; nach dem Willen seines Vaters. Daher die Antwort, mit welcher er den Mißklang auslöst, sein Verhalten rechtfertigt: Warum habt ihr mich gesucht? — Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? — Die höchste und oberste Richtschnur, nach der ich mein Handeln bestimme, will der Heiland sagen, das ist der Wille meines Vaters. Und sollte jemals ein Widerstreit entstehen zwischen dem Willen meiner Eltern und dem Willen Gottes, dann muß ich dem Willen Gottes den Vorzug lassen. —

Jesus war also seinen Eltern unterthanig. Maria aber gehorchte ihrem Gemahl, dem hl. Joseph. Ob zwar dieser Umstand bei einer so jungem Ehefrau sich von selber versteht, so ist es doch eine heilige Geschichte eine Andeutung, Jallein genügt dienen mag: Wie hat doch Jesus seinen Vater angeht, als sie es im

Tempel wiederstand? Kind, sprach sie mit zärtlichem Vorwurf, warum hast du uns das getan? Siehe dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. — Siehst du, wie Maria in ihrer Unterordnung den hl. Joseph an erster Stelle erwähnt und ihre eigene Person in den Schatten stellt? Und so wird sie es immer und bei jeder Gelegenheit gehalten haben, daß sie dem hl. Joseph als ihrem Gemahl die schuldige Ehre erwies und zu ihm ausblickte wie zu ihrem Herrn und Gebieter.

Joseph aber kannte keinen anderen Willen als den Willen Gottes und seiner hl. Gebote. Im Gehorsam hat er Maria zu sich genommen, im Gehorsam jene jungfräuliche Ehe geführt, die das Entzücken der Engel bildete, die der Welt Verwunderung einflößt, die unzähligen Seelen eine Rettung zeigt im Schiffbruch des modernen Ehelebens.

Schaffet Gehorsam in unsere Familien, und es wird ein Stück der sozialen Not behoben sein; trinken wir die Arznei des Gehorsams, und viele Krankheiten, die am Volkstörper nagen, werden von selbst verschwinden. Vor allem müssen wir der Jugend den Stab des Gehorsams in die Hand drücken. Und die Eltern tun gut daran, wenn sie ihren Kindern zu diesem herrlichen Schatz des Gehorsams verhelfen. Die Gewöhnung an den Gehorsam ist mehr wert als Vielwisserei, mehr als Spielachen, mehr als Sportübungen. Wer da ohne Gehorsam durchs Leben stürmt, muß selbst den Schaden tragen wie ein Pferd, das jügellos an einem Abgrund dahintrast. — In meiner Pfarrei kannte ich einen Mann, der vom Gehorsam so wenig mußte als ein Vär von einem Joch. Als er Vater mehrerer Kinder geworden war, hat er auch diesen den Geist der Unbotmäßigkeit eingetrichtert. Wurde einem dieser Schlingel vom Geistlichen oder Lehrer auch nur ein Paar gekrümmt, ging ein Dazelwetter von seinen des Vaters über die Vorgesetzten nieder. Eines Tages lag der Mann am Rande eines Weges, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt und heulte jämmerlich. Als eine Frau vorüberging, fragte sie teilnehmend: Leopold, was fehlt euch denn? Was mir fehlt, erwiderte unmutig der Mann, — nicht mehr aushalten kann ich's zu Hause, fortgelaufen bin ich von der Familie, der Vab verlinkt seinen Lohn in den Wirtschaften und das Mädchen kreicht im Dorfe herum; keines kommt heim, niemand gibt mir einen Pfennig, niemand will folgen! Aber, so fuhr er weiter, und schlug

sich mit der Faust vor das Gesicht, so hab ich es verdient; ich habe keinem Lehrer getraut, keinem Pfarrer, und auch meine Kinder aufgereizt gegen die Vorgesetzten und ihnen immer recht gegeben; und nun zahlen sie es mir heim mit gleicher Münze und sündigen auch mir den Gehorsam. . . . So geht es, liebe Eltern, wenn ihr den Ungehorsam großzieht. Ihr würdet in euer eigenes Fleisch schneiden und den Ast absägen, auf dem ihr sitzt. Dies noch, wenn ich dir raten darf, aus der hl. Schrift das dritte Kapitel des Kolosserbriefes.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Mer den Kirchenkalender oben liest, der findet, daß diesmal auf den 3. Sonntag nach der Erscheinung des Herrn ein Fest fällt, welches die Belehrung des hl. Paulus feiert. Die Herz-Maria-Bruderschaft begehrt dieses Fest mit Vorzug; hat es doch so schöne Bedeutung für eine Bruderschaft, welche den Zweck hat, das gute Herz der Himmelsmutter für die Belehrung der Sünder anzusehen, für deren größten sich der hl. Paulus in seiner Demut hielt. Auch wird es nicht ganz unrichtig sein, wenn man mit den Alten glaubt, das Gebet der damals noch auf Erden weilenden Gottesmutter habe aus dem wütenden Saulus einen lammfrommen Paulus mit Gottes Hilfe geschaffen.

Einer der begeistertsten Verehrer des hl. Paulus ist ein hl. Bischof und Patriarch von Konstantinopel gewesen, der hl. Chrysostomus, dessen Fest auf den 27. Januar fällt. Er hat viele Predigten über die 14 Briefe des hl. Paulus gehalten, dieselben auch schriftlich hinterlassen, und in der Einleitung dazu schreibt er: „Ich jubele auf vor Freude, wenn ich die Briefe des hl. Paulus beständig vorlesen höre (von dem Vorleser in der Kirche), und wenn wir in den einzelnen Wochen oft zwei- und dreimal das Andenken der Märtyrer feiern (wobei die Abschnitte aus seinen Briefen in den Episteln vorkommen). Ich gebe mich dabei dem Genuße dieser geistlichen Posaune ganz hin, ich glähe vor Verlangen, denn ich vernehme die mir bekannte Freundesstimme, ich sehe ihn gleichsam gegenwärtig und es kommt mir lebhaft vor, als ob ich ihn mit meinen Augen schaute. Aber es schmerzt mich auch sehr, daß nicht alle diesen Mann gebührend kennen; sie wissen nicht einmal, wieviele Briefe dieser Apostel geschrieben hat. Sie könnten es wohl wissen, aber sie wollen sich nicht mit den Schriften dieses Mannes bekannt machen.“

Wenn ich etwas von ihm weiß, so ist das nicht Gelehrsamkeit von mir, sondern ich bin ganz untagbar von diesem Manne eingenommen, ich lese seine Briefe gleichsam nicht aus der Hand. Es geht mir hierin ähnlich, wie es dem hl. Paulus gegangen ist, der an seine lieben Philipper also schreibt: „Es ist gerecht, daß ich dies für euch alle denke (er dachte nämlich an sie und sie hatten Anteil bei all' seinem Beten, Opfern, Leiden und Arbeiten), deshalb weil ich euch im Herzen trage.“

Wenn darum auch ihr, so jährt der hl. Chrysostomus fort, die Briefe des hl. Paulus fleißig lesen wolltet, so hättet ihr das nämliche Herzensinteresse an ihm wie ich. Auch an euch würde das Wort des Herrn, das so wahre, in Erfüllung gehen: „Suchet, und ihr werdet finden, klopft an, und es wird euch aufgetan werden. Ich weiß es wohl, es nimmt viele von euch, die hier versammelt sind, die Erziehung der Kinder, die Sorge für eure Familie ganz in Anspruch, aber so seid doch wenigstens für das empfänglich, was andere für euch sammeln, verwendet wenigstens so viele Mühe auf das Anhören dessen, was man euch predigt, als ihr Mühe für irdische Güter aufwendet.“

Wir könnten noch mehr klagen als der hl. Chrysostomus über seine Zeitgenossen, allein statt dessen wollen wir lieber noch etwas vom hl. Paulus mitteilen, und zwar für heute die Geschichte von seiner Belehrung.

in der römischen Provinz Cilicien in Kleinasien. Er kam früh nach Jerusalem, um von einem jüdischen Rabbi erzogen zu werden. Dort wurde er so recht ein eifriger Pharisäer, also einer von den arimigsten Feinden des Christentums. Er selber erzählte vor seinen Richtern von seinem wütenden Kampf gegen das Christentum. „Ich wähnte“, so spricht er, „ich müsse gegen den Namen Jesus, des Nazareners, viel Heindliches verüben. Solches tat ich auch in Jerusalem, und viele der Heiligen (Christen) habe ich in Gefängnisse eingesperrt, nachdem ich die Gewalt hierzu von den Hohenpriestern empfangen hatte; und als man sie hinführte, gab ich die Stimme dazu. Und in allen Synagogen zog ich sie oft zur Strafe und zwang sie Jesus zu lästern und noch mehr wüthete ich gegen sie und verfolgte sie bis in die fremden Städte.“

Muhin war der hl. Paulus einst in verblendeter Fanatiker. Er fährt in seiner Erzählung fort: „Als ich nun in solcher Gefinnung auf dem Wege war nach Damaskus mit Vollmacht und Auftrag, der Hohenpriester, da sah ich mitten am Tage vom Himmel her, heller als der Glanz der Sonne, ein Licht mich umleuchten und diejenigen, welche bei mir waren. Und als wir alle zur Erde niedergestürzt waren, hörte ich eine Stimme: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ Ich aber sprach: „Wer bist du, Herr?“ Der Herr aber sprach: „Ich bin Jesus, den du verfolgst. Doch stehe auf und stelle dich auf deine Füße; denn dazu bin ich dir erschienen, um dich zu bestimmen zu einem Zeugen für das, was du gesehen hast, und für das, worin ich dir werde sichtbar werden (der verklärte Heiland verkehrte später wiederholt mit seinem Apostel), in dem ich dich ertette und dich zu den Heiden sende, um zu öffnen deren Augen, damit sie sich wenden von der Finsternis zum Lichte, und von der Gewalt des Satans zu Gott hin, daß sie Sünden-Nachlaß empfangen und die ewige Glückseligkeit durch den Glauben an mich.“

Als Paulus fragte: „Herr, was willst du, daß ich tue?“ gab der Herr ihm den Befehl, in die Stadt zu gehen, dort werde man es ihm sagen. Paulus mußte sich aber führen lassen, denn er sah nicht mehr. In der Stadt Damaskus belebte und rastete er drei Tage lang. Dortselbst erhielt der Jünger Ananias vom Herrn selber den Befehl, Paulus zu besuchen; dieser Jünger legte dem Paulus die Hände auf und so sah er wieder, und Paulus wurde getauft.

Diese Belehrung fällt in das Jahr 37 n. Chr. Bei seiner Belehrung erhielt Paulus auch sofort direkt durch den Herrn seine Berufung zum „Apostel“ und die besondere Bestimmung als „Heidenapostel“. Aber zuvor zog er sich drei Jahre lang in ein geheimnisvolles Noviziat zurück, in eine Einside, wie dies so viele heilige Männer schon getan haben. Hierhin, in die Stille und Einsamkeit, hatte der verklärte Heiland seinen Erkorenen berufen. Was für die Apostel die drei Jahre ihres Wandels mit dem sichtbaren und leiblich gegenwärtigen Heiland gewesen sind, sollte für den neuen Apostel der dreijährige geheimnisvolle Verkehr mit dem verklärten Heiland sein.

Entschleße dich, lieber Leser, dem Gnadenrufe stets zu folgen. Sprich öfters das schöne Wort: „Was willst du, Herr, das ich tun soll?“

Einige Gedanken zur Neuordnung der Kinderkommunion.

Die Kommunion so kleiner Kinder bedeutet eine Herabwürdigung des hl. Sakramentes.“ So lautet ein Bedenken, das hier und da vorgebracht wird. Warum eine Herabwürdigung? „Ja, diese kleinen Kinder wissen doch noch gar nicht, worum es sich handelt, sie empfangen das Sakrament gedankenlos und zerstreut.“

Es wird hierbei also vorausgesetzt, daß zum würdigen Empfang immer Kenntnis und Sammlung unbedingt erforderlich ist. Das ist falsch. Die Kinder empfangen auch die

Taufe, ohne eine Ahnung von dem Vorgang zu haben und die Taufe ist darum doch würdig.

Es spendete doch auch die Kirche 1100 Jahre lang selbst den kleinsten Kindern die hl. Kommunion und mit dem Konzil von Trient bekennst sie noch heute, daß „der alte Brauch keineswegs zu verurteilen ist, wo er noch besteht“. (21. Sitz. c. 4.) Das Konzil verwarf nur den Satz, daß die kleinen Kinder die Kommunion empfangen müßten, nicht aber den, daß sie die hl. Kommunion empfangen könnten. Nach der alten Praxis und steten Lehre der Kirche kann also ein Kind würdig die heilige Kommunion empfangen, auch wenn es noch gar keine Kenntnisse von dem hl. Geheimnisse hat und wenn es bei der hl. Handlung ganz zerstreut ist. Und das ist nur zu wahr.

Kommunion bedeutet Gottvereinigung. Gott vereinigt sich doch auch sonst mit seinen Geschöpfen, ohne daß sie seiner gedenken. Gott vereinigt sich mit der Tätigkeit einer jeden Blume auf dem Felde, eines jeden Vögels in der Luft, eines jeden Fischleins im Wasser, eines jeden Rindleins in der Wiege und, wenn er es nicht läte, würden alle diese Geschöpfe sofort in ihr nichts zurückfallen. Und Gott arbeitet nicht nur in diesen Geschöpfen, er wohnt in ihnen, denn so sagt ja die Kirche mit dem Apostel: „In ihm leben wir, bewegen wir uns, und sind wir“. Wenn aber Gott in jedem Weichen und jedem Falter wohnt, warum sollte es gegen seine Würde sein, in einem Kindesherzen Platz zu nehmen, wenn es ihn zu erfassen auch noch nicht imstande ist? Man sage nicht: „Aber das Kommen Gottes zu den Menschen in der Eucharistie ist doch ein anderes, als das gewöhnliche Wohnen Gottes in den Geschöpfen“. Das ist wahr. Aber der eucharistische Heiland hält es doch auch nicht unter seiner Würde, in einem Tabernakel von Stein zu wohnen, in einer Monstranz von Gold sich verehren zu lassen und in einem vernünftigen Reich zu ruhen. Eine Kindesseele ist aber doch schon, an sich betrachtet, in den Augen Gottes viel erhabener, als ein Kelch von edlem Gestein. Eine Seele ist mehr wert, erhabener, als alles Gold der Welt zusammen. Zudem befindet sich das getaufte Kind im Stande der heiligmachenden Gnade, es ist ein Tempel Gottes, viel kostbarer, als alle Tempel, die Menschenhand erbaute und darum viel würdiger, den Herrn aufzunehmen, auch wenn es gar kein Verständnis von der hl. Kommunion hat, als alle Tabernakel der Welt. Durch die heiligmachende Gnade wohnt der Geist Gottes bereits in der Seele, und wo bereits der hl. Geist wohnt, sollte der Sohn Gottes nicht wohnen dürfen? Vergessen wir auch nicht, daß die Kindesseele ein Ebenbild Gottes ist, daß Gott sich da wieder findet. Für keinen Baumeister bedeutet es eine Herabwürdigung, in den von ihm selbst erbauten Palast einzuziehen, um viel weniger für Gott, der von dem Seinen gab, um einen Seelentempel zu errichten. Gott findet in den Geschöpfen sich wieder, darum liebt er sie, darum kann er sie, die tief unter ihm stehen ihrer Weisheit nach, lieben, ohne sich herabzuwürdigen und in ihnen wohnen.

„Aber“, sagt man vielleicht, „Gold und Silber können überhaupt nicht mit Bewußtsein den Herrn aufnehmen, weil es ihnen an Vernunft fehlt, der Mensch ist ein vernunftbegabtes Wesen und soll daher mit Bewußtsein dem Herrn dienen.“

Wiederum wahr. Gott verlangt von den Geschöpfen, daß jedes nach seiner Art ihm diene. Ist er zufrieden, daß die Sterne ihm leuchten, daß die Pflanzen ihm zu Ehren blühen und die Vögel im Lied ihn loben, so verlangt er von dem mit Verstand und freien Willen ausgestatteten Menschen, daß er mit Verstand und freiem Willen ihm diene. Aber Gott paßt seine Forderungen nicht nur der Art der Geschöpfe, sondern dem jeweiligen Entwicklungsstadium der einzelnen Individuen der elben Art an. Von dem noch nicht zum Vernunftgebrauch gelangten Kind verlangt er auch nicht, daß es ihm mit Verständnis entgegenstehe, ebenso wenig wie von der Monstranz, die ihn aufnimmt.

Trifft der Vernunftgebrauch ein, dann allerdings verlangt Gott, daß das Geschöpf mit Bewußtsein und einiger Vorbereitung ihm entgegengeht. Aber auch da genügt eine Kenntnis, die dem Entwicklungsstadium des Empfängers entspricht, nicht verlangt Gott eine solche, die ihm ganz gerecht wird. Verlangt Gott eine erschöpfende Kenntnis eines Wesens, dann müßten auch wir Erwachsenen alle von der hl. Kommunion fernbleiben. Denn, da wir Gott hier nicht unmittelbar schauen, sondern ihn nur durch analoge Begriffe erkennen, gleicht all unser Denken von Gott und all unser Reden über Gott nur dem Vallen des Kindes. Wenn wir Erwachsenen zur hl. Kommunion gehen und zu Gott beten, muß den Engeln unser ganzes Tun viel lässlicher vorkommen, als uns Erwachsenen das Gebet der Kinder; sie müssen wohl denselben Eindruck haben, als wir, wenn wir vor einer Amerikolonie stehen und dem Treiben dieser kleinen Wesen zuschauen.

Gott begnügt sich mit dem, was das einzelne Wesen leisten kann.

Verlassen wir dann auch nicht, daß die Würdigkeit nicht nach dem Maß der Erkenntnis allein zu messen ist — dann wäre ein gesallener Engel würdiger, als ein heiliger Mensch, — sondern auch an der Herzensstimmung. Ein unschuldig in der Taufe mit der hl. Gnade ausgestattetes Kind, ist aber gewiß ein viel würdigerer Thron des Höchsten, als das Herz des Erwachsenen, das vielleicht zur Hölle oder zum Höllentempel ward.

Auch die Kinder, die Christus in Palästina zu sich rief, besaßen keine hohe Kenntnis von ihm; vielleicht spielten sie noch in seiner Gegenwart, und doch stieß er sie nicht zurück, sondern er leute ihnen die Hände auf und segnete sie. Wenn Christus in Palästina so handelte, warum sollte er im hl. Sakramente andere Gesinnungen hegen? Seien wir nicht christlicher, als Christus, und verlangen wir nicht mehr, als der Höchste zu seinem Empfange fordert.

Er betet!

Es war an einem trübem Novembertage, als Wilhelm Brauer nach langjähriger Abwesenheit wieder in seine Vaterstadt München einzog. Draußen tobte der Wind und trieb den Fußgänger ein Gemisch von Regen und Schnee in das Gesicht; es war so recht ein Tag, um ein trauriges Gemüt noch trauriger und trostloser zu machen. Im Hotel S. in der Theresienstraße war Brauer abgestiegen und saß jetzt am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und starrte bewegungslos ins Leere. Ab und zu drängte sich ein tiefer Seufzer über seine Lippen, ein Zeichen, daß seine Gedanken recht trübe waren. Er gedachte der Vergangenheit jener trüblichen, stillen Tage, die er hier einst erlebte, ehe ihn seine Wanderlust und ein unbezwinglicher Trieb nach Abenteuer hinausjagte in die Welt bis hinüber über den Ozean. Er hatte Abenteuer erlebt. Unheimlich wie er war, begann er jenseits des Ozeans einen harten Kampf um's Dasein, bis er endlich, nachdem ein Versuch nach dem andern, festen Fuß zu fassen, gescheitert war, sich eine dauernde Stellung errang. Er war ein hochbegabter Mensch, aber nach der Ansicht vieler, die ihn kannten, recht einseitig erzogen. Fröhlich elternlos, bestämmerte sich der Vormund nur wenig um den lebhaften Knaben, der sich somit ziemlich selbst überlassen blieb und sich nur zu bald daran gewöhnte, stets seinem eigenen Willen zu folgen, ohne jede Rücksichtnahme auf Verhältnisse oder Personen. So hatte er es geübt, bis er jenseits des großen Wassers jenes deutsche Mädchen kennen lernte, das ihn fesselte, dem er sich unterordnete in allem, bis auf einen Punkt, die Religion. Sie war glücklich mit ihm geworden, sehr glücklich. Er war das Muster eines Ehemannes, und doch litt die junge arme Frau im stillen. Sie hatte es sich so leicht gedacht, durch ihren Einfluß den Gatten auf den rechten Weg des Glaubens, der wahren Religion zu bringen, mußte sich aber

bald überzeugen, daß sie hier nichts vermochte; er glaubte eben an nichts, wollte an nichts glauben. „Laß mich Maria, ich habe zu früh denken gelernt; ich kann nicht brucheln und an Dinge glauben, die für meinen Verstand nicht existieren.“ Mit solchen und ähnlichen Worten brach er stets das Gespräch ab, wenn sie es auf dieses Thema zu bringen vertuchte. Und als sie dann anfing zu tränkeln, verdoppelte er seine Härtheit, er opferte sich buchstäblich für sie auf, vermied aber ängstlich jede Wendung, jedes Gespräch, das auf den einen Punkt, den einzigen seiner Gattin gegenüber unerfüllbaren Wunsch führen konnte.

Eines Tages beschenkte sie ihn mit einem allerliebsten Mädchen, das seine ganze Augenweide wurde. Immer zarter aber wurde die Gesundheit seiner Frau, immer dringender ihr Wunsch, den geliebten Gatten zu befehlen; aber hartnäckig wies er jeden Versuch dazu ab. Da kam der Tag, der ihm das Verbot, was er hatte, das Einzige, woran außer seinem Kinde sein ganzes Herz hing, nahm. Nach siebenjähriger Ehe war sie heimgegangen, fromm und gottgegeben, wie ihr ganzes Leben es gewesen. Wilhelm Brauer litt unsagbar, doppelt, weil er in ihrem letzten Blicke noch einmal die letzte dringende Bitte auf die Erfüllung ihres Herzenswunsches gelesen zu haben glaubte und sie nicht erfüllt hatte. Er hatte sie sterben lassen, ohne ihr diesen Trost zu geben. Es wäre so leicht gewesen, „ja“ zu sagen, ihr das Sterben zu erleichtern, aber er konnte nicht. Wie hatte er geurteilt die letzten Tage, er hatte ja den redlichsten Willen dazu; es war untonisch. „Ich kann nicht lügen, kann es nicht; ich habe noch nie geübt, es hat mich keiner gelehrt, so lange ich noch ein Kind war, jetzt bin ich zu alt.“ Wie sie dann kamen, die schwarzen Männer, den Sarg zu holen und die Tote fortzutragen, da brach er fast zusammen in maßlosem Schmerz. Er atmete an's Bettchen seines Kindes und schwor der Toten noch, das Kind fromm zu erziehen, wie sie es getan haben würde. Er hat Wort gehalten. Mit abgöttischer Liebe hing er an Maria, die nebst dem Namen der Mutter auch deren ganzes Aeußeres geerbt hatte. Und nun lag er wieder hier in der Heimat, der heimatlichen, und wartete, bis der Tod ihm auch das Letzte nehmen würde, das Einzige, was ihm Liebes geblieben war nach all' den Stürmen seines Lebens.

Jung und froh war er einst ausgezogen, alt und gebrochen kehrte es heim, nur das Kind machte ihm das Leben noch begehrenswert. Es war eine turchtbare Veränderung mit ihm vorgegangen nach dem Tode seines Weibes. Ruhelos war er geworden, von Stadt zu Stadt war er gezogen, bis ihn endlich das Heimweh nach seinem deutschen Vaterland mit Macht erfaßte. Er verkaufte sein eintägiges Geschäft, schiffte sich in Newyork ein und trat die Reise nach der Heimat an. Schon auf dem Schiffe fing das Kind an zu tränkeln, doch schrieb Brauer dies nur der Seekrankheit zu und hoffte mit Ankunft in Hamburg sofortige Besserung. Er hatte sich getäuscht. Nur mit Mühe erreichte er die Vaterstadt, sein erster Gang war zum Arzt. Und nun lag er hier und grübelte, reuend, allein mit seinem Kummer und seiner Angst um das geliebte Weib. Was wurde aus ihm, wenn ihm auch dieser letzte Halt genommen würde? Doch nein, so grausam ist das Schicksal nicht, es wird ihm nicht alles rauben wollen, es hat ja der Opfer genug.

Er gedachte der Verstorbenen, er stellte sich vor, wie so ganz anders es wäre, wenn sie noch lebte. Da tönte vom Bett der Kleinen her ein ängstliches Stöhnen. Hastig sprang er zum Lager der Kleinen. Mit glühenden Wangen und krankhaft glänzenden Augen klammerte sein Kind sich an des Vaters Hals: „Vater, ich fürchte mich, sage sie fort; sie wollen mich holen, ich will hier bleiben bei Dir. Ich habe solche Angst, so —“ Mit einem Ausruf sank sie zurück in die Kissen, am bald wieder in wirren Phantasien zu lagern und zu wimmern. Wäre er nur nicht so allein gewesen, ließe sich nur bald wieder der Arzt sehen. Der aber war heute schon zweimal

dagewesen; es ließe sich nicht viel tun, die Krankheit müsse erst richtig zum Ausbruch kommen. „Nur fleißig die Pulver geben und das Eis legen.“ Gegen Abend wollte er noch einmal vorsprechen. Immer heftiger wurden die Fieberanfälle der Kleinen, immer ängstlicher ihr Gebahren. Die erschütterte stand der arme Vater vor seinem kranken Liebling, selbst rann bis ins innerste Herz. „Mutter, Mutter, sag' ihm, er soll beten, mir ist so bang“, tönte wieder die schwache Stimme. Der Vater suchte zu ammen. „Muß auch noch die Tote heraufbeschworen werden, um meinen Kummer zu vergrößern? Beten! Ja, wenn ich's könnte, und wenn es wirklich diesen Gott gibt, von dem sie alle reden, wird er mich denn hören, mich, der ihn nie gebraucht, nie gerufen hat?“ „Nicht sterben, nicht sterben! Vater, hilf, ich sinke!“ schrie die Kranke wieder. Erschütterte, kaum fähig sich zu halten, heulte sich Brauer über die Kranke: „Beruhige Dich, mein Liebling! Ich bin bei Dir und halte Dich!“ „Beten, beten, o bitte, es tut so weh, sie müssen mich so ara, o beten —“ und verständlich lallend sank das Kind wieder zurück. Dem Mann vor dem Krankenbette ertönte ein Weh, ein wildes, namenloses Weh, das ihn wahnsinnig machen konnte. „Mein Kind, wie soll ich Dir helfen? Ich will ja beten, ich will, hörst Du, mein Liebling, ich will, beruhige Dich nur und werde wieder gesund! Ich habe ja nichts weiter auf der Welt, nichts, nichts, keinen Freund, keinen Bruder, bin ein haltloser, geirrender Mann, wenn Du mir genommen wüßt. Geh' nicht fort von mir, mein Kind, hörst Du? lebe, lebe, oder nimm mich mit!“ Ein ängstvolles Stöhnen war die Antwort. „Ja, ja, mein Lieb“, murmelte er, „ich bete ja; aber Worte, Worte, ich habe keine Worte! Du großer Gott dort oben, ich habe noch nie gebetet, nie haben mich's in der Jugend nicht gelehrt, jetzt kann ich es am Ende meiner Tage nicht. Du wirst mich nicht hören wollen, weil ich Dir nie gedient!“ — „Das ist Frevel, so betet man nicht!“ „Was war das? Wer sprach diese Worte?“ schauernd schaute er sich um, doch er ist allein mit der Kranken. Still war es, unheimlich still: „Wer sprach diese Worte vom Frevel? ich habe nicht geträumt, ich bin ja wach, nur zu wach!“ Da, ein halb erstarrter, tönelnder Schrei, ein ängstvolles in die Hörschalen der Kranken, noch ein paar unheimliche, quälende Töne — und wieder ist alles still. Am Boden lauert, die Hände trampfhaft in einander gechlungen, Wilhelm Brauer. Der Schweiß rinnt ihm in großen Tropfen von der Stirne. „Herr Gott, Du großer, Du allmächtiger, hilf! Hörst Du, hilf! Ich flehe Dich an, hab' Erbarmen! Herr hörst Du? Laß mir mein Kind, laß mir's als Zeichen, daß Du bist, daß Du ver gibst! Herr, laß mir mein Kind; ich schwöre Dir, ich will Dein sein, will Dir dienen mein Leben lang und will es ausposaunen in alle Welt, wie groß, wie gültig, wie —“ Krampfhaft schluchzend sank er noch mehr in sich zusammen.

Still war's, nichts reiste sich, längst war es dunkel geworden im Gemach. Ob Gott gehoben hat, oder ob der Todesengel schon die Seele des Kindes geholt hat? Merkwürdig, der starke Mann, der sich noch nie in seinem Leben gesüchtet hat, ist plötzlich feige geworden, so feige daß er nicht wagt, nach dem Bettchen seines Kindes zu sehen. — Wie lange er wohl so gelegen hat! Da klopfte es an der Tür ein-, zwei-, dreimal. Kaum ist er im Stände zu öffnen. Es ist der Arzt. „Sie Aerzter, es ist wohl schon verchieden?“ „Ich weiß nicht.“ Mit einem bedauernswerten Blick auf den schwer getroffenen Vater zündet der Arzt selbst die Lampe an und begiebt sich nach dem Krankenbette. „Ist's möglich Herr? wie können Sie so gedrückt sein? Es ist ja gut, die Krisis ist vorüber, das Kindchen schläft.“ „Es schläft?“ wiederholte Brauer mechanisch, „es schläft?“ Dann mit einem Male richt's los, so stürmisch, so jubelnd: „Herr Gott, das hast Du getan, ich danke Dir, o ich danke Dir!“ — Leise entfernte sich der Arzt, den Mann mit seinem Glücke und seinem Gott, den er endlich gefunden, allein zu lassen. —

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Willst du unglücklich werden?

(Schluß.)

Omnēs morimur! (Wir alle sterben!) Der Tod ist ein bitteres Kraut für alle Menschen, denn er ist eine Strafe für die Sünde unserer Stammeslerner, und jede Strafe ist unangenehm. Der Tod ist selbst für die Heiligen bitter und gar viele derselben haben davor gezittert. Wie wird es dir dann erst sein, wenn du in einer Wische gelebt hast? Wir wollen den günstigsten Fall annehmen, daß du nämlich in der Ehe im ganzen ordentlich glücklich gelebt, was zwar bei solchen Ehen seltene Ausnahmen sind, und daß ihr einander die Liebe und Treue bewahrt. Ist das der Fall, so muß gerade diese Zuneigung dem katholischen Ehepaar eine große Beunruhigung und Bedrängung bereiten. Siehe da, der Mann, den du liebst, ist nicht deines Glaubens und er behält fast alle Gnadenmittel, die Christus zum Heile der Menschen angeordnet hat. Dein Mann findet keinen Nachschuß der Sünden durch das Sakrament der Buße; er empfängt keine Stärkung der Seele durch die hl. Kommunion. Dein Mann verzichtet auf die Fürbitte der Muttergottes und der übrigen Heiligen. Wie namenlos traurig wird es für dich sein, an einem solchen Sterbebette zu stehen? Kein katholischer Priester kniet am Sterbebette deines Mannes, um ihn durch die Gnadenmittel der hl. kathol. Kirche auf den schwarzen Gang in die Ewigkeit auszurufen und zu stärken. Allerdings kann auch ein Andersgläubiger selig werden, wenn er unverschuldet im Irthum lebt, aber auch dann nur unter erschwerten Umständen. Doppelt schwer aber wird für ihn die Verantwortung sein, wenn er durch deine Belehrung die Wahrheit unserer hl. Religion erkannt und doch im Irthum verharrt, entweder aus Menschenfurcht, oder aus Rücksicht auf Freunde und Verwandte.

Müssen solche Dinge den katholischen Teil nicht mitummer und Sorge erfüllen, wenn er sieht, daß der Gegenstand seiner Liebe auf falschen Bahnen gewandelt und ihm nun vielleicht auf ewig entzissen wird? Und erst die armen Kinder! Du hast es vielleicht nicht verhindern können, daß sie alle oder doch wenigstens ein Teil derselben andersgläubig gelaufen und erzogen wurden; sie verheiratheten sich später auch so — welche eine schwere Verantwortung für dich! Jetzt bist du die Ursache der Ausbreitung des Irthums in generationem et generationem (von Geschlecht zu Geschlecht). Wird dieser Gedanke dir nicht große Gewissenspein bereiten, wenn du selber auf das Sterbebett kommst? Willst du unglücklich werden? Unglücklich für Zeit und Ewigkeit?

Katholischer Jüngling, katholische Jungfrau, willst du dich unglücklich machen? Willst du eine gemischte Ehe eingehen? Sage mir nur „nein“, entschieden „nein“! Versprich es mir vor Gott! Die hl. Schrift spricht dagegen; die hl. Väter sind dagegen, die Kirchenversammlungen und die Päpste verurtheilen sie, der gesunde Menschenverstand und die Erfahrung bestätigen ihre Verwerflichkeit, und du solltest die Kühnheit haben, sie zu billigen, nicht nur in Worten, sondern sogar durch die That? O sei doch nicht so töricht und verblende! Laß dich ermahnen und belehren. Was hier gesagt ist, kommt aus einem gutmeinenden väterlichen Herzen, das es ernst meint mit deinem Glück. Die Sache ist überaus wichtig und ernst. Der Wahn ist kurz die Neugier ist lang! Darum nochmals die Frage: „Willst du dich unglücklich machen?“

Für die lieben Erstkommunikanten.

Der erste Besuch im Kloster.

Wenige Tage vor dem Schluß des Jahres sah Mutter Gertrud in ihrem Zimmer. Ihre Gedanken, das sah man ihrer Miene an, waren

mit ernstlichen Dingen beschäftigt. Mutter Gertrud hatte Sorge. Ihre Elisabeth, das Älteste ihrer Kinder, sollte in einigen Monaten zum ersten Male zur hl. Kommunion gehen. Sie erkannte als gute Mutter wohl, wie auch sie die Pflicht habe, dem Seelsorger bei dem schwierigen Vorberbeitungsunterricht behilflich zu sein. Doch wie konnte sie das. Eine Arbeit drängte die andere, eine Beschäftigung löste die andere ab, eine Unruhe holte die neue ein.

Eben hob sie das Auge und schaute wie suchend durchs Fenster. Gerade ging Schwester Alfonsa vorüber. Da kam Mutter Gertrud ein guter Gedanke. Der frommen Schwester wollte sie ihr Kind empfehlen, sie bitten, dem Kinde hie und da einen Besuch im Kloster zu gönnen und ihm ein freundliches Wort zu schenken. Das würde, so hoffte sie, einen günstigen Eindruck machen auf ihr Kind. Gleich am andern Morgen wollte sie mit Schwester Alfonsa über die Sache reden.

Am Neujahrs-Morgen stand Lieschen an der Klosterpforte und bald im kleinen Spechzimmer. Da hing ein Bild an der Wand. Das stellte einen alten Oerensmann vor, der ein kleines Kind in seinen Armen hielt und liebevoll darauf niederblickte. Lieschen betrachtete dasselbe aufmerksam, sie hatte so noch keines gesehen. Aber jetzt fuhr sie aus ihren Betrachtungen empor, denn eine klare Stimme drang an ihr Ohr: „Gefällt dir das Bild, mein Kind?“ Das war also Schwester Alfonsa. Elisabeth sah sie an und wußte kein Wort der Begrüßung zu finden, so überrascht war sie. Aber die Schwester nahm sie bei der Hand und sagte: „Es stellt den hl. Vincenz von Paul dar, unsern Ordensstifter. Wenn du uns noch einmal betrachtest, will ich dir von ihm erzählen. Heute ist meine Zeit kurz bemessen und auch du wirst zu Hause nötig sein. Aber unsere Krippe möchtest du gewiß noch gerne sehen und die Kapelle kennst du auch noch nicht.“ Damit führte sie Lieschen schon hin, reichte ihr am Eingang Weihwasser und sang dann eine Minute lang in stillem Beten auf die Knie. Lieschen folgte ihrem Beispiel. Es war zuerst niemand in der Kapelle, die in dämmeriger Helle erstrahlte und als Schwester Alfonsa sie nun zu dem schönen Krippchen führte und sie nun das Jesu Kind so freundlich nahe sah, wurde dem Kind wunderlich zu Mute. Sie fastete die Hände und blieb ganz still. Schwester Alfonsa betrachtete sie aufmerksam. „Elisabeth“, sagte sie dann leise, ist es nicht wunderbar, daß der allmächtige Gott, der Himmel und Erde erschaffen, hier als Kind in der Krippe liegt?“ Und als Lieschen andächtig nickte, fuhr sie fort: „Und ist es nicht noch wunderbarer, daß dieser König Himmels und der Erde einkehren will in das arme Menschenherz? Daß er darin wohnen und herrschen will, daß er zu uns spricht: „Siehe, ein reines Herz suche ich, dort ist die Stätte meiner Ruhe. O mein Kind, ich höre von deiner Mutter, du gehörst in diesem Jahr zur Schar der Erstkommunikanten, du sollst das große Glück haben, deinen göttlichen Heiland zum ersten Male in dein Herz aufzunehmen. O, da kann man dir an diesem Neujahrstage besonders Glück wünschen, dir bedeutungsvoll sagen: „Glückseliges Jahr!“ Ja, das wird für dich ein glückseliges Jahr und wenn du es recht erfassest, werden alle Jahre, die ihm noch auf dieser Erde folgen, glückselige sein.“ Das Kind blickte zu der Schwester auf, Tränen glänzten in seinen Augen, und eine Frage stand darin. „Ja“, sagte Alfonsa, „denn, wenn du Jesus besitzt, besitzt du alles. Wer ihn aber verliert, der verliert auch alles. Aber vielleicht fassst du das noch nicht. Komm, laß uns mit den Hirten das Kind anbeten.“ Sie knieten hin und Alfonsa sprach:

„Wir grüßen dich, o Jesulein, klein Kindelein,
„Wir wollen all' dein eigen sein, o süßes Jesulein.“

Dann stand sie auf, machte Elisabeth ein Kreuzzeichen auf die Stirn und sprach: „O, du glückseliges Kind.“

Elisabeth ging schon lange über die Straße, aber sie sah nichts von dem, was um sie her vorging. Es war vor ihr, als sähe sie einen goldstrahlenden

Schild um sich, und drinnen das Jesuskind, das sie anlächelte, es war ihr so froh, so selig zu Mute, in ihrem Herzen klangen die Worte Alfonsens wieder und sie hätte es hinausrufen mögen mit Jauchzen: „O, ich glückseliges Kind.“

Zu Hause umringten die Geschwister sie mit Fragen über das Kloster und die Schwestern. „Hast du auch ein Bildchen bekommen?“ fragte der kleine Franz. „Nein“ erwiderte sie kurz und dabei fiel ihr ein, daß sie selber eines erhofft beim Gange. Aber was war ihr das jetzt? Zuweilen schloß sie an diesem Tage einige Sekunden die Augen und kniete vor dem Bilde, das sich ihr ins Herz gedrückt, in Gedanken nieder, sich das Verbleiben Alfonsens wiederholend. Abends aber, als die Kinder ihr Nachschlafgebet miteinander gesprochen, da überkam es sie so innig, daß sie in überströmender Andacht noch laut hinzufügte:

„Wir grüßen dich, o Jesulein, klein Kindelein!
„Wir wollen all' dein eigen sein, o süßes Jesulein!“

Die Kinder blieben ganz stille, so hatten sie Lischen noch nie beten hören. Der Mutter aber kamen Tränen in die Augen. Den ganzen Tag hatte sie ihr Töchterchen beobachtet, ohne herausfinden zu können, welchen Eindruck der Besuch im Kloster gemacht; denn das Kind war so einsilbig geblieben. Nun war sie glücklich und als Elisabeth leise in ihr Ohr sprach: „Mutter, darf ich bald noch einmal zur Schwester Alfonsa?“ nickte sie freudig ja. Lieschen letzter Gedanke aber vor dem Einschlafen war:

„Ja, Jesulein! Ich will dein eigen sein.“

Pflege des christlichen Geistes in der Familie.

In Janssens Geschichte des deutschen Volkes befindet sich ein Stück einer Handschrift aus dem Jahre 1474, in welcher ein wunderschönes Bild christlicher Familien gezeichnet ist:

„Das christliche Haus sol ein christlicher Tempel sein, vorab an Sontagen und anderen heiligen Tagen, wann alle, Vatter, Mutter, Kinder, Knecht und Magde, alt und jung by einander sein und Got loben, beten und lesen, mit minder singen, spielen und frolich sein sollen.“

Nährend zu lesen ist die Ermahnung an den Hausvater:

„Daß er eine ganze Meß (hl. Messe) höre; also daß er vor dem Segen des Priesters mit davon geh und by der Predig beleib (bleibe) und die mit allem fleiß höre. Er geh jeden Sonntag mit seinem ganzen Völklin (Hausangehörigen) zu einer Predig; darnach seß (sitze) er dabeit mit synem Völklin und troget sy, was sy in der Predig gemerkt hotten, und sogt, was er hot gemerkt. Verhöret sy auch, ob sy die zehn Gebot können und verstanden, die sieben Todssünd, den Pater noster (Vaterunser) und den Glauben, und lernet sy. Und ließt (läßt) dazu ein Trunkli (Trunk Wein) bringen und ein guottes Liedlin von Gott oder von unserer lieb Frauen (Maria) oder etwas von den lieben Heiligen singen, nnd war so frolich in Gott mit synem Völklin.“

Möchte dieses Bild aus alter Zeit wieder in allen christlichen Familien Wirklichkeit werden.

Erziehung zur Gottesfurcht.

Clemens Maria Hofbauer, der Apostel von Wien, der im Jahre 1820 gestorben, im Jahre 1888 selig und 1909 heilig gesprochen wurde, hatte als Kind wenig bemittelte Landleute frühzeitig den Vater verloren. Da führte den Kleinen die Mutter zum Kreuztische hin, und auf das Bild des Heilandes hinweisend sprach sie: „Dieser ist jetzt dein Vater, gib acht, daß du auf dem Wege wandelst, der ihm wohlgefällt.“